

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1956

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1956

7. Jahrgang

Fünftes Heft – September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

WALTER GRUBE
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Im schwäbischen Wald *Aufnahme:* Kranich-Brinzer

INHALT

Nie gedrucktes Heimatbuch

Von Wilhelm Kohlbaas 185

Stuttgarts Wundergarten

Von Otto Feucht 187

Elchinger Barock

Von Adolf Herrmann 193

Altes und Neues von Lomersheim

Von Otto Conrad 202

Auch in Ohio sind sie für die Kunst

Von Karl Götz 206

Der dörfliche Hausbaum

Von Anton Pfeffer 209

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde 210

Rückhaltebecken

Von Hans Schwenkel 212

Schutz dem Schutzwürdigen 212

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 213

Nie gedrucktes Heimatbuch

– Erinnerungen an einen Freund –

Von Wilhelm Kohlhaas

Als sich am Abend unserer sommerlichen Jahresversammlung zu Hall die Stadthäupter von Calais im Spiel auf der Treppe der Michaelskirche zum schweren Gang anschickten, schob sich mir in das düstere Geschehen immer wieder unabweisbar ein ganz anderes Vorstellungsbild: auf dieser selben Treppe eine Horde ausgelassener Schulbuben, die die Steile vom Kirchportal herab bei tiefem Neuschnee zu einer Rutschbahn ausgeschliffen hatten, über die sie johlend und lärmend herabkugelten . . . wann war es, und wann hätte ein hoher Rat oder die Ortspolizei solch übermütiges Treiben geduldet, das sich nun in weihervoller Stunde respektlos in meine Gedanken drängte? Neben der eindrucksvollen Darstellung wäre dies nicht wohl denkbar gewesen, hätte sich mir nicht zugleich an dieser Stelle der Schatten eines lieben Freundes gezeigt, den (und hier schließt sich der ablenkende Gedanke doch wieder an den Ernst des Stückes an) vor elf Jahren der Krieg verschlungen hat und dessen liebstes unfertig gebliebenes Werk eben dieser Stätte galt: der ungedruckt gebliebene Roman, von dessen Plan ich allein noch zu erzählen weiß – „Die Zwietracht von Hall“ von Kilian Koll.

Nun war, kurz ehe mich an der Michaelskirche diese Erinnerung an etwas unwiederbringlich Verlorenes überfiel, beim Wahlakt in der Jahresversammlung des Heimatbundes der berechtigte Wunsch geäußert worden, von mir und über mich, der ich gerade zum Vorsitzenden unseres Vereins gewählt werden sollte, doch auch ein bißchen etwas Persönliches zu erfahren. In dessen ist es immer eine heikle Forderung, von sich selbst zu erzählen, und so fasse ich das Bild, das mich inmitten des Spieles so zwingend ansprach, als einen Wink: „sage mir, mit wem Du umgehst . . .“

Hat es mich doch schon manches liebe Mal gedrängt, seiner vor einem weiteren Kreise zu gedenken, wie es

ein Mann verdient, der einst als Autor der Kurzgeschichte „Urlaub auf Ehrenwort“ den Titel geschaffen hat, der überall auf Plakaten prangt, Geld bewegt und einbringt und in den Rollen und dem Vorspann des Films Dutzende von Namen bekanntmacht, nur nicht den einen, jenen verschollenen Schriftsteller mit dem Decknamen Kilian Koll, dessen Schicksal schon immer vom Zeichen des Vergessenwerdens und der Überschattung durch andere bestimmt schien: denn in Wirklichkeit hieß er Walter Julius Bloem und war der so viel gehaltvollere, wenn auch so viel weniger erfolgreiche Sohn des bekannten Schriftstellers, dessen Erfolgsauflagen das Werk des Jungen erstickten, bis dieser sich vor der Last des väterlichen Namens im Pseudonym verbarg.

Dennoch steht er als ein zum Lachen und Siegen geborenes Glückskind vor den Augen derer, die ihn in seiner Stuttgarter Schulzeit erlebten, wo sein Vater, damals als Autor der 1870er-Trilogie soeben im literarischen Aufstieg, als Dramaturg ans Hoftheater berufen worden war. Von der Schule drängte sich der Junge zur Front, wurde abgewiesen, schaffte es auf abenteuerlichsten Umwegen dennoch und kam zurück, bereichert um ein eindrucksvolles Erleben und, eben zwanzigjährig, fürs ganze Leben geschlagen durch die Zerstörung seines schon durch Vererbung leidenden Gehörs. Er hat diese Last mit einer Tapferkeit und einem strahlenden Humor getragen, dem nur eines gleichzustellen ist: die Feinfühligkeit, mit der seine Lebensgefährtin verständnisvoll, belesen, jeder Situation gewachsen, ihm als Dolmetscherin die Teilnahme an jeder Unterhaltung vermittelte; und wie unterhielt er sich: gedankensprühend, die Antwort des Partners ablesend oder vorweg erratend, niemals niedergedrückt von dem lähmenden Los oder dem Mißerfolg seines Schaffens! Denn was hier seine

Stärke war, die Vielseitigkeit raschen Auffassens, ward dort zum Nachteil: es war ihm nicht gegeben, die Fülle der Gedanken diszipliniert zu bändigen – über der malerischen Freude am Einzelbild entglitt ihm nur zu leicht die Formung der Gesamtkonstruktion, der im konsequenten Bogen vom Anfang bis zum Ende das Werk beherrschenden Handlung. Oft zwang ihn, den Sohn eines der damals erfolgreichsten deutschen Autoren, die Not des Augenblicks, eine Arbeit um des Vorschusses willen zu schnell fertigzuheldeln – nur in schwerer Schule erklomm er die Stufen der Fertigkeit, bis der zweite Krieg das späte Reifen hemmte.

Noch in jenem Stadium unsicherer Entfaltung traf ich ihn wieder, nachdem frühere Begegnungen flüchtig, fast ablehnend kühl gewesen waren, solange er noch unter der Erfolgsflagge des Vaters mitzuschwimmen schien. Nun, da er sich trotzig allein durchzukämpfen strebte, waren wir Freunde mit dem ersten Wort – ich weiß es selbst nicht wie, ich sehe nur noch wie gestern seine Dachmansarde, in der er mir von seinem großen Plan sprach, dem Ergebnis langer Arbeitswochen, die er im Hohenloher Land verbracht hatte: von der „Zwietracht von Hall“.

Ich hatte damals, wie wohl die meisten nicht mit Kocherwasser Getauften, keine Ahnung von jenem ständischen Hader, der in dem mittelalterlichen, fast humorvoll anmutenden, und damals doch blutigernten Streit um den Zutritt zu den Rats-Trinkstuben gipfelte – durch ihn wurde das alles lebendig in den Winkeln und Gassen der buckligen alten Stadt, der Reformator Brenz und der sagenhafte Jägerkurnle kamen herein, die letzten Limburger Herren und die stolzen Siedergeschlechter, fahrende Landsknechte und seßhafte Stadtbürger ..., wie liebevoll war so manches Einzelbild bereits ausgemalt; es hätte das Musterstück eines schwäbischen Heimatromans werden können mit einem Thema wie selten eines und ist es doch nicht geworden!

Ich gestehe, ich bin mit schuld: denn als er mir das Manuskript schickte, habe ich es ihm in Grund und Boden kritisiert, weil er über seiner Einzelmalerie ganz die große Linie verloren hatte ... Und nun kommt das Erstaunliche: er war nicht gekränkt, er sah es ein, wir waren von da an sogar noch engere Freunde als vorher. Er zog nach Ostpreußen, und wenn ich ihn in seiner masurischen Einsamkeit besuchte, gab es im krachenden Winter ein nicht geringeres Fest als wenn er mich, in seiner Taubheit lärmend laut durch die Straßen der Hauptstadt meinen Namen rufend, in Berlin suchte ...

Unter dem Decknamen, den er einem philosophierenden Schuster aus Burg Rineck im Fränkischen abgenommen hatte, erschien dann „Urlaub auf Ehrenwort“ und wurde groß verfilmt, mit Prominenz und Ehrengästen – allein den eigentlichen Autor hatte man bei der Einladung zur Uraufführung vergessen, zu der er sich geduldig seine Karte in der 17. Reihe selbst besorgen mußte; es ist, als hätte das Werk, an dem so viel verdient wurde, für seinen Urheber das gleiche Schicksal in sich getragen, unter dem sein Lebensweg stand und für das er in seinem Arbeiten bei mancher Gelegenheit ahnungsvoll den Ausdruck „sieglos“ gebrauchte; es sollte sich noch härter bestätigen:

Es kam der Krieg und, da er als militäruntauglich galt, sein Einsatz bei einer Propagandastaffel im Polenfeldzug. Nach kaum drei Wochen hatte er mit seinem Staffelführer, dem Reichssendeleiter H., ebenso gründlich Krach wie eine dicke Freundschaft mit den Fliegern geschaffen, die ihn als Piloten bei sich einreichten. So machte er die Westoffensive 1940 mit, wurde bei Lille abgeschossen und brach beim Absprung auf ein Bahngleis beide Beine. Neues Pech: während die Kameraden in französische Gefangenschaft fielen und bald befreit wurden, kam er mit dem Lazarett als einziger in englische Hände und nach Canada.

Kaum hatte er es im Jahre 1942 erreicht, als völlig ertaubt und dienstunfähig ausgetauscht zu werden, so tat er schon wieder Rettungsdienst in einem Luftschutz-Regiment; aus einem seiner letzten Briefe spricht noch der Zorn über den Ressortfimmel, der mit der Ausrede „nicht mein Bereich!“ in der Not der Bombennächte so manche Möglichkeit des Helfens versäumte.

Er war anders, und an Stelle des zerstörten Gehörsinns, der nie das Streiten der Kleinlichkeit an ihn heranließ, war ihm der Blick für fremde Not und das Gefühl selbstverständlicher Hilfsbereitschaft doppelt geschärft. Obwohl sein gläubiges Gemüt längst schon von Zweifeln an der Zukunft des Vaterlandes gequält war – die Freundschaft mit dem noch 1945 hingerichteten Fritz Reck-Malleczewen hatte sie nur bestärkt – gab es für ihn nichts anderes, als in den Reihen der Kameraden zu stehen, solange noch für die Heimat gekämpft wurde; der Gedanke an das ihm so lieb gewordene Ostpreußen ließ ihm keinen anderen Weg. So fand das Kriegsende den Invaliden faktisch noch einmal an der Front. Als Genesender nach einer Verwundung erhielt er noch einen letzten Vertrauensauftrag von Thüringen nach dem schon abgeschlossenen Berlin – von da ab ist jede Spur verloren. Ob er kämpfend fiel, ob er im Wirrwarr der Kapitulation

das „Stoj!“ eines Gefangenewärters nicht hörte und so den Tod fand ... niemand weiß es. Nur die Durchschrift meiner kritischen Bemerkungen zu dem verlorenen Hall-Roman, die mir unlängst bei einem Umzug wieder in die Hände fiel, gibt noch Zeugnis, wie sich eine hohe künstlerische Begabung um das Thema der „Zwietracht von Hall“ abmühte, sieglos wie er dereinst selbst dahingehen sollte als ein immer Strebender, dem der Lorbeer versagt blieb, dem aber

gegeben war, aus reichen Händen das Glück der Freundschaft zu schenken denen, die ein klares reines Herz über den Erfolg stellten.

Der auf der Jahrestagung in Hall gewählte neue Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Dr. Wilhelm Kohlhaas, möchte sich mit dem vorstehenden Beitrag, einem Ausdruck der Erinnerung bei jenem Besuch, bei unsern Lesern einführen.

Stuttgarts Wundergarten

Zum 1. April 1906–1956

Von Otto Feucht

„Kenn ich doch den Wundergarten,
wie auf allen Länderkarten
ich den zweiten nicht entdeckt;
Wo die Kinder aller Zonen
brüderlich beisammen wohnen,
wo der Leu das Hündlein leckt ...“

Karl Gerok, 1879

Eine der allerfrühesten Erinnerungen zeigt mich – es mögen 75 Jahre her sein – bestürzt und aufs tiefste erschreckt vor dem Auslauf des Elefanten stehen und zusehen, wie dieser mein Sandeimerchen mit allem Inhalt in seinen Stall fegt. Nun, die Mutter konnte den Wärter rufen, und ich erhielt meinen Schatz unversehrt zurück. Dem Elefanten aber galt, trotz dieser Tat, meine besondere, freilich mit einem gewissen Mißtrauen gemischte Liebe. Es war noch der Afrikaner „Peter“, der viele Jahre später, 1894, erschossen werden mußte, weil ein bösartiges Geschwür ihn selbst bösartig gemacht hatte. An anderer Stelle stand eine Halle mit Spiel- und Turngeräten. Deren eines hatte die Form einer Schlange, auf die man sich hinaufschwingen sollte, was nur Wenigen gelang, mir aber niemals, da ich immer wieder abglitt. Dann taucht eine Rollschuhbahn in meiner Erinnerung auf, und gleich beim Eingang die große Silberkugel, die das Gesicht so schaurig schön verzerrt spiegelte, daß der Gedanke einer gewissen Zusammengehörigkeit mit den Insassen des benachbarten (alten) Affenhauses gar nicht so sehr abwegig erschien, als man – etliche Jahre später – davon hörte. Und dazu nun all die Tiere! Was es da nicht alles gab: Affen und Bären, Hirsche und Strauße, Papageien und unzählige andere Vögel. Und rechts und links vom Elefanten kamen Löwen und Tiger hinzu, deren Käfige den Anfang bildeten

zum späteren Raubtierhaus. Bald lernte ich unterscheiden: es gab Tiere, die man füttern konnte und solche, bei denen man es sich nicht so recht getraute, sowie solche, bei denen dies von vornherein gar nicht in Frage kam. Dazu war das herrliche Kapselbrot zu kaufen, das man am liebsten selber gegessen hätte – und oft auch gegessen hat, ebenso wie das Johannisbrot, das eigentlich für die Affen bestimmt war. Ab und zu durfte man ein ausgefallenes Federchen mitnehmen oder gar eine herrliche große Fasanen- oder Pfauenfeder und später sogar einmal bei der jährlichen Verlosung an die Abonnenten ein richtiges Damhirschgeweih dem Vater nach Hause bringen.

Das also war „der Nill“, zu dem unten beim Katharinenhospital eine große, in Form eines Elefanten geschnittene Blechtafel den Weg zeigte. Entstanden aus einer kleinen Tiersammlung, die der Zimmermeister Johannes Nill sich bei seinem Zimmerplatz, zwischen der heutigen Azenberg- und Wiederholdstraße, anlegte, dann 1862 ergänzt durch eine einfache „Mostwirtschaft“ für seine Besucher, die er „Zum Hirschgarten“ nannte, und 1871 zum Tiergarten erweiterte; viele Jahre lang, bis 1906, eine Hauptsehenswürdigkeit der Residenzstadt, für die Schulen des Landes wichtiger als das Königsschloß samt dem Schloßplatz und der dort täglich nach dem Aufziehen der Schloßwache spielenden „Parade-

musik“. Nur das Naturalienkabinett in der Neckarstraße, das „Museum für Naturkunde“, konnte es mit dem Nill aufnehmen, und wenn die Konfirmanden aus dem ganzen Lande ihren „Andertagsausflug“ nach Stuttgart machten, war der ganze Weg vom Schloßplatz bis zum Nill besät mit Orangenschalen, denn auch das, das Verspeisen der noch nicht so alltäglichen Südfrucht, gehörte unbedingt zur Feier des Tages.

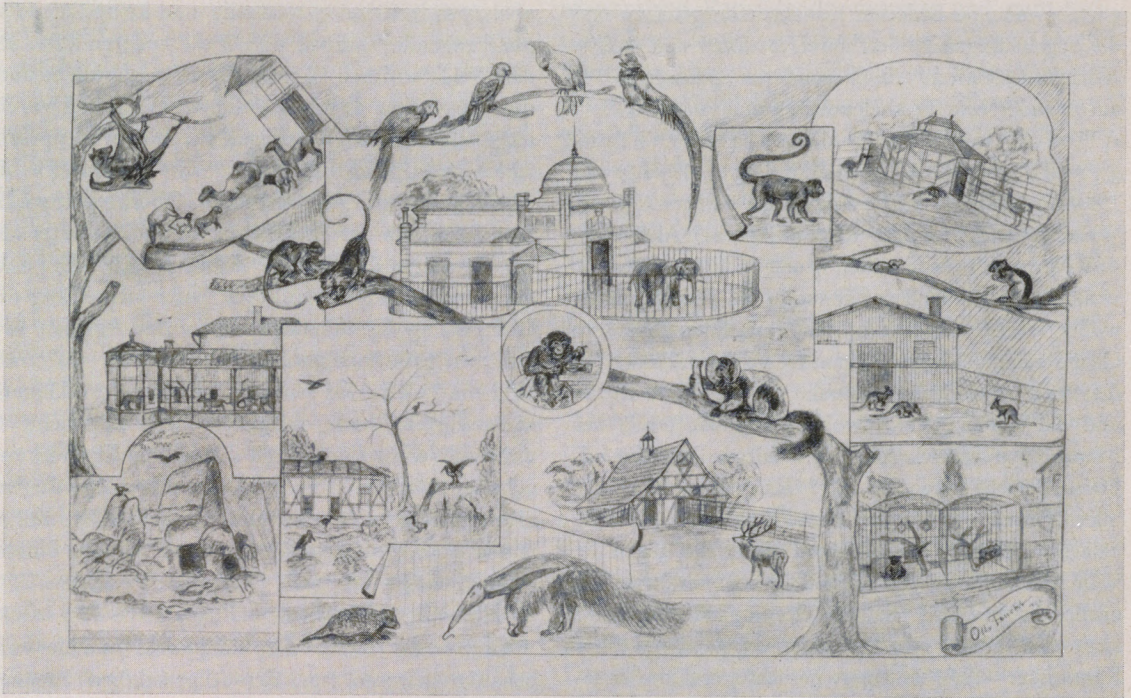
Sobald ich alt genug war, um allein „zum Nill“ gehen zu dürfen, begann ich, mich mit dem und jenem Wärter anzufreunden, vor allem mit dem den Eingang bewachenden großen und grüngekleideten Herrn Wessinger, dessen zwei Schwestern bei uns in Untermiete wohnten. Ich begann ein Verzeichnis der Tiere anzulegen, Buch zu führen über die Neueingänge und Abgänge und einen Plan des Gartens zu zeichnen, der freilich mit dem des Geometers nicht so ganz übereinstimmte, als solcher zum erstenmale im Druck herausgegeben wurde.

Fast Jahr um Jahr gelang es dem Besitzer, nach irgend einer Ecke hin den Garten zu erweitern, neue Bauten zu erstellen und neue Tiere zu erwerben, zumal durch Ankauf der Wandermenagerie Endreß 1886 und später, 1893, durch das Eintreffen der Tierfangexpedition Menges aus Ostafrika, das uns Buben wochenlang in Atem hielt, bis alle Tiere nach auswärts verkauft waren, die nicht Nill selbst erwerben konnte. Nun füllten sich das neue Antilopenhaus, wie das neue kleine Raubtierhaus, aber auch das Affenhaus und die anderen Gehege erhielten reichen Zuwachs. So gewannen wir unendliche Anregungen und Erlebnisse, nicht nur wir Altersgenossen und Schulfreunde, sondern Unzählige vor und nach uns, so auch *Paul Eipper* und *Hans Krieg*, um nur ein paar Namen zu nennen, die immer wieder gerne von ihren Erinnerungen an damals erzählen. Auch mit älteren regelmäßigen Besuchern ergaben sich Berührungen, so vor allem mit dem Tiermaler *Friedrich Specht*, dessen Zeichnungen an der zehnbändigen Neugestaltung von „Brehms Tierleben“ hervorragenden Anteil hatten und den ich in seinem Atelier besuchen durfte, ebenso wie *Albert Kull*, der an den Tafeln für das Vogelbuch des Lehrervereins für Naturkunde (1894) arbeitete; in späteren Jahren kam dazu noch der allbekannte „Pepi“ *Kerschensteiner*, der auch meinen Vater ab und zu besuchte.

So konnte es nicht ausbleiben, daß ich mich selbst im Tierzeichnen versuchte, ermuntert von meinem Vater, dem ich als Siebzehnjähriger das S. 189 wiedergegebene Blatt auf den Weihnachtstisch legte. Das Zeichnen nach der Natur war etwas ganz Neues für mich, gab

es ja selbst im fortschrittlichen Realgymnasium Dillmanns nur Zeichnen nach Gips, Ornamenten und Köpfen.

Dieses Blatt von 1896 zeigt oben links eine Ecke des Antilopenhauses, in dem bald auch Giraffe, Gnu und Zebra Unterkunft fanden, dann das Elefantenhaus, in das sich die Indierin Zenta mit Tapir, Zebu und Kamel zu teilen hatte, und das Straußengehege, unter diesem die Känguruhfamilie, die sich stetig vermehrte. Links in der mittleren Reihe folgt das kleine Raubtierhaus, darunter das Seehundbecken mit Möven, nach rechts der Flugkäfig für Stelzvögel und das Hirschhaus mit dem großen Wapiti, dessen Röhren in der Brunftzeit unten in der Stadt zu hören war, und in der Ecke ein Ausschnitt aus den erweiterten Bärenzwingern mit Kragen- und Malaienbären. Den größt dargestellten Einzeltieren liegen zum Teil Zeichnungen Spechts zugrunde, so vor allem beim Schimpansen in der Mitte. Die Menschenaffen waren wohl der Hauptanziehungspunkt des Gartens, der viele Jahre zwei Schimpansen und einen Orang beherbergt hat. Von Zuchterfolgen freilich, wie in einem neueren Buche über Stuttgart irrtümlich zu lesen steht, konnte schon deshalb keine Rede sein, weil die Tiere viel zu jung waren und, wie damals wohl überall in Europa, früh verstarben. Berühmt gewordene Erfolge waren dagegen beim Ameisenbären zu verzeichnen, dessen Paar fünfmal Nachwuchs hochbrachte, bei Löwen, Tigern und Leoparden, und besonders bei der Braunbärin Mascha, die nicht weniger als 50 Junge warf, die fast alle am Leben blieben, darunter solche, deren Vater der benachbarte Eisbär war, also Bastardbären, wie sie damals noch eine große Seltenheit waren. Sie stieg regelmäßig auf den Kletterbaum, wenn wir ihr oben „Auf! Auf!“ zuriefen und das Brot zeigten, das sie nachher sehr geschickt aufzufangen wußte. Aber wo aufhören mit Einzelheiten? Von der klugen Elefantin Zenta erzählt *Paul Eipper* („Elefanten, Saurier und schwarze Katzen“), wie sie die Geldstücke zu unterscheiden wußte, die man ihr je und je zureichte. Kupfer und Nickel ließ sie, je getrennt, in einen besonderen Behälter fallen, von Zeit zu Zeit, wenn es ihr genug schien, rief sie mit einer Klingel den Wärter herbei, der das Geld an sich nahm und ihr dafür einen Leckerbissen reichte. Sobald sie aber einen Zwanziger erhielt, rief sie ihn jeweils sofort. Dabei war die Unterscheidung schon deshalb nicht leicht, weil damals zweierlei Zwanziger in Umlauf waren: die alten, dünnen aus Silber und die neuen, viel derberen aus Nickel, die man auch als „Fellbacher Mark“ bezeichnete.



Nills Tiergarten 1896 (Zeichnung von Otto Feucht)

Aber genug von den Tieren *, von denen der erstmals 1896 gedruckte Führer gegen 300 Arten verzeichnete, zu denen in den folgenden Jahren noch die Insassen des neuen Rindergeheges und Kamelhauses kamen und vor allem die des erweiterten Vogelhauses, dem See- und Süßwasseraquarien und Terrarien eingefügt wurden. Aber von der „Völkerwiese“ muß noch berichtet werden, deren Fertigstellung Vater Nill nicht mehr erlebte, er starb 1894 und hinterließ sein Lebenswerk dem Sohne Adolf, der als Tierarzt ausgebildet war.

Auf diesem Festplatz, der nebenher als Reitbahn für das Ponnyreiten und im Winter als Eisbahn diente, waren Jahr um Jahr wechselnde Völkerschauen zu Gast, eine weitere unerschöpfliche Quelle der Freude und der Belehrung: Somalis, Dinkas, Schulis, Kirgisen und Beduinen, Malabaren, Samoaner und Amazonen und andere zeigten sich den Stuttgartern.

Daß wir Buben die Kriegsgesänge und Tänze der „Völker“ jeweils zu lernen suchten und so ungewollt Reklame in der ganzen Stadt machten, versteht sich wohl von selbst. Noch immer klingt mir der Gesang der Somali im Ohr, wenn ich an deren erste Karawane 1891 denke, die wohl die stärksten Eindrücke

hinterlassen hat. Sie war hier am Ende ihrer Europareise und bot daher einen Teil ihrer Ausrüstungsstücke zum Kauf aus. Ein leichter Wurfspieß mit breiter, flacher Eisenspitze und federndem Holzschaft war lange Jahre mein „Andenken“, bis er – ja bis er 1945 zur gefährlichen „Waffe“ wurde und verschwinden mußte, um die Sicherheit der Besatzungstruppen nicht zu gefährden. Dazwischen kamen Dressurgruppen von Raubtieren, Seelöwen und anderen mehr. Der Glanzpunkt aber war unumstritten das Auftreten der Miß Heliot mit ihren Löwen, die ihre Tiere ohne das bisher übliche Knallen, Schießen und Peitschen vorführte, sie beherrschend mit ihrem besonderen Charme, und jedesmal zum Schluß auf der Schulter den dreieinhalb Zentner schweren Sascha hinaustrug. Es waren Festtage für die ganze Stadt, wenn sie, nach ihrem ersten Auftreten 1898, immer wiederkehrte. Auch sie hatte Stuttgart liebgewonnen, sich später auf dem Rappenhof zur Ruhe gesetzt und hat im hohen Alter von 86 Jahren 1953 die Augen geschlossen, nachdem sie die letzten Jahre in einem städtischen Altersheim verbracht hatte.

Aber auch die Gastwirtschaft, die dem Tiergarten gegen den Herdweg hin vorgelagert war, hatte sich in diesen Jahren vergrößert, zu dem offenen Wirtschafts-

* Weiteres siehe Julius Bazlen, Beim Nill, Stuttgart 1925.

garten war eine bedeckte Konzerthalle getreten und die regelmäßigen Militärkonzerte übten eine starke Anziehungskraft aus. Bei besonderen Anlässen gab es auch Kinderfeste, Festbeleuchtung und Feuerwerk.

All das war zu Ende, als der Tiergarten am Ostermontag, 1. April 1906, zum letztenmal geöffnet war. Warum war es zu Ende? Kurz gesagt, weil Alles zwar den Tiergarten – oder einen neuen an anderer Stelle – wollte, aber niemand tief genug in die Tasche greifen wollte oder konnte, um ihm eine finanziell feste Grundlage zu sichern. Es kam freilich noch dazu, daß die Stadt dem Garten zu nahe auf den Leib rückte und die Klagen der Anwohner sich häuften. Aber Manche fanden sich sehr wohl mit den unvermeidlichen Belästigungen ab. *Karl Hausmann*, einer der allernächsten, erklärte, er habe sich nie durch Gerüche belästigt gefühlt, obwohl seine Fenster sich gegen die Wildschweinbucht hin öffneten, aber er war ein großer Freund und Förderer der Jugend und damit auch der Tiere. Als *François-Poncet* als „Hoher Kommissar“ 1950 Stuttgart besuchte, erzählte er lebendig von den herrlichen Träumen, die er dem Brüllen der Löwen verdankte, solange er als Schüler in der Wiederholdstraße bei *Karl Weitbrecht*, dem Professor für Literatur an der TH, in Pension gewesen war.

Allgemein war das Bedauern, als der Garten schloß, weil die wachsenden Ausgaben durch die Einnahmen nicht mehr gedeckt werden konnten, weil die Kosten über die Kraft eines Privatmannes hinausgingen. Der Platz, 1,65 Hektar, wurde an den Staat verkauft und die Tiere kamen nach auswärts, mit Ausnahme einiger weniger, die samt einigen Gehegen der Kaufmann *Theodor Widmann* zusammen mit dem Gastwirt *A. Wurster* von der Doggenburg übernahm, um dort den auf 40 ar beschränkten Tiergarten Doggenburg einzurichten, der ohne jede Unterstützung aus öffentlicher Hand, zuletzt von *Gustav Bücheler* betreut, sich nahezu 30 Jahre lang zu halten verstand, bis auch ihm die Stadt zu nahe trat.

Daß so bald als möglich ein neuer Tiergarten geschaffen werden müsse, darin war sich 1906 Alles einig. Aber wo? An Vorschlägen fehlte es nicht, im Gegenteil, es waren deren allzu viele. Denn jeder Bürgerverein trat für seinen Stadtteil ein: das Eiernest, die untere Heidenklinge, der Südhang des Hasenbergs, der Birkenkopf samt der Gallenklinge, der Kräherwald bei der Doggenburg, die Feuerbacher Heide, die unteren Anlagen, die Insel bei Berg, der Sulzerrain, die Wilhelma, der Wald bei der Geroksrue und das „romantische Täle“, jeder Platz hatte seine Vorteile,

aber noch mehr seine Nachteile, und keiner zeigte so überzeugende Vorzüge, daß er die anderen hätte aus dem Felde schlagen können. Dazuhin glückte es auch dem eigens ins Leben gerufenen Tiergarten-Verein nicht, die nötigen Grundlagen für eine Aktiengesellschaft zu schaffen, Stadt und Staat hielten sich bescheiden zurück. Als schließlich Oberbürgermeister von Gauß sich der Sache annahm und, gestützt auf ein Gutachten des Berliner Zooleiters *Ludwig Heck*, der sämtliche Plätze besichtigt hatte, den König um Überlassung des untersten Stücks der Anlagen bat, zwischen Schwanenplatz und Villastraße, wo schon *Wilhelm I.* kurz vor seinem Tode einen „Akklimationsgarten“ hatte anlegen wollen, da scheint es zwar zu Verhandlungen mit der Krongutsverwaltung gekommen zu sein, ein Erfolg konnte aber offenbar nicht erzielt werden, vermutlich deshalb nicht, weil es immer noch nicht gelungen war, die für das Unternehmen nötige finanzielle Grundlage zu sichern*.

So blieb alles beim alten, bis nach 1918 der *Rosensteinpark*, der bisher der königlichen Familie vorbehalten gewesen war, der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde. Nun sah man, daß dort Platz war, man sah aber nicht, oder wollte nicht sehen, welch einmaliges Denkmal englischer Gartenkunst der Park war, in seiner Großzügigkeit doppelt wertvoll für eine Stadt, die sich immer enger im Talgrund zusammendrängen mußte. Daß nunmehr auch die Tiergartenfreunde sich meldeten, war selbstverständlich. Ihre Flächenwünsche waren bescheiden, so daß wohl eine Verständigung hätte erreicht werden können. Unglücklicherweise hatte man sich aber darauf versteift, ausgerechnet im Herzen des Parkes eine Fläche mit eiförmigem Umriss herauszuschneiden, in der die Gehege dicht nebeneinander zusammengedrängt werden sollten. Da dadurch der Grundgedanke des Parks tödlich getroffen und gerade dessen besonderer Reiz, die weiten Durchblicke durch die Gehölzgruppen zwischen Schloß und Löwentor, vernichtet worden wäre, so war die Ablehnung unvermeidlich, wie denn auch in der Folgezeit allen Versuchen, den Park zu irgendwelchen Zwecken zu zerstückeln, entgegengetreten wurde. Es blieb jedoch nicht bei der Ablehnung. Das Landesamt für Denkmalpflege machte vielmehr einen Gegenvorschlag und verwies auf das mehr oder weniger brach liegende Gelände zwischen Kochenhof und Pragwirthshaus, aus dem inzwischen der Höhenpark Killesberg geworden ist. Wir legten Pläne an,

* Näheres siehe: *Klunzinger*, Geschichte der Stuttgarter Tiergärten. Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, 66. Jahrgang 1910.

holten Gutachten auswärtiger Sachverständiger ein und verhandelten mit der Stadt Feuerbach, der rund die Hälfte des Geländes gehörte. Diese war sofort bereit, zusammen mit Stuttgart an die Sache heranzutreten. Der Gemeinderat von Stuttgart aber lehnte ein Zusammengehen mit Feuerbach schroff ab und erklärte, das Gelände sei so abgelegen, daß es niemals für ein Unternehmen in Frage kommen könne, das mit Massenbesuch rechnen müsse. Unser Hinweis, daß ja der Durchbruch der Heilbronner Straße zum Pragwirthshaus schon vom Gemeinderat genehmigt sei, fand keine Beachtung. Wie kurzfristig diese Ablehnung 1926 war, das haben die meisten der Neinsager schon 1939, bei der Eröffnung der Reichsgartenschau, noch selbst erlebt. Denn unser Gedanke, die im Grüngürtel um die Stadt zwischen Kräherwald und Rosensteinpark klaffende Lücke durch eine Neuanlage zu schließen, hatte Wurzel gefaßt. Als 1933 Feuerbach eingemeindet war und bekannt wurde, daß Stuttgart für die geplante große Reichsgartenschau auserwählt sei, da bot sich ganz von selbst das von uns vorgeschlagene Gelände an und das Preisausschreiben für dessen Gestaltung enthielt ausdrücklich die Bestimmung, daß der neue Park nach Schluß der Gartenschau als Tierpark fortbestehen solle. Im Entwurf *Mattern-Graupner*, der den ersten Preis errang und der Ausführung zugrunde gelegt wurde, waren schon die Gehege mitsamt den Tieren eingezeichnet. Bei allen Arbeiten trug man der künftigen Bestimmung Rechnung, die Teiche wurden sofort schon ausgeführt, die Schau durch Tiere von allerlei Art belebt und der künftige Tiergartendirektor von auswärts berufen. Der Kriegsausbruch machte alle Planungen zunichte. Denn 1945 war ja, genau wie es 1933 gewesen war, alles seither Geplante schlecht und unbrauchbar, und so wurde auch das Killesberggelände plötzlich ungeeignet für den geplanten Zweck. Daß das „Tal der Rosen“ nicht zur Raubtierschlucht geworden ist, hat der Schönheit des Ganzen gewiß keinen Eintrag getan, leider kann man das nicht auch von allen anderen späteren Änderungen sagen.

Nun, zunächst standen andere Sorgen im Vordergrund. Solange die Stadt in Trümmern lag und niemand sicher war, am anderen Tage noch ein Dach, noch Nahrung und Kleidung zu haben, konnte die Tiergartenfrage ruhig ruhen. Um so größer war die Überraschung, als im Juli 1945 ein Stuttgarter, der im Berliner Zoo kaufmännisch tätig gewesen war, den Plan zu einem „geo-zoologischen Tierpark, mit völkerekundlichem Freiluftmuseum“, zu einem „Weltzoo“ vorlegte, der das ganze Waldgebiet vom Hasenberg bis nahe der Solitude, also einschließlich des Natur-

schutzgebiets Rotwildpark, umfassen und, nach Erdteilen bzw. Zonen getrennt, nicht nur Tiere aufnehmen sollte, sondern nach Möglichkeit auch die jeweils entsprechenden Gehölze und anderen Pflanzen, dazu, ebenfalls aufgeteilt, die geretteten Bestände des Naturkunde- und des Völkermuseum (Naturalienkabinett und Lindenmuseum). Weiterhin sollten „stilechte Nationalitätenpavillons“ und ebensolche Restaurants eingefügt werden, dazu ein „Tierforschungsinstitut“, das sämtliche Rassen aller Haustiere der ganzen Erde in kleinen Herden, jeweils in der ihrer Zone entsprechenden landschaftlichen Umgebung enthalten sollte, als Grundlage zu weiterer Züchtung, dazuhin eine Menschenaffenstation mit Freiluftgehege für Gorillas u. a., schließlich eine Reithalle mit Ställen und Sprunggarten, ein großes Hotel am Höhenrand mit Festsälen, Terrassen usw., eine Wohnkolonie für das Personal. Auch an ein Freibad beim Sophienbrünnele war gedacht, an einen Platz für Völkerschauen u. dgl. und anderes mehr, so daß die gewünschte Fläche bei weitem nicht ausgereicht hätte! Das alles sollte sofort in Angriff genommen und, in 10, spätestens 20 Jahren fertiggestellt, Besucher aus allen Erdteilen in Scharen nach Stuttgart locken und so ein „entscheidender Beitrag zur Völkerversöhnung und zum Weltfrieden“ werden. Das war im Juli 1945! Da der „Beauftragte“ sich auf die Brüder Lutz und Heinz Heck berief, die als hervorragende Tiergärtner weltbekannt waren, und versicherte, die erforderlichen Geldmittel und Tiere seien vorhanden, so mußte der Plan ernstgenommen und ernsthaft geprüft werden, zumal man ja an jedem froh war, der selbst zugreifen und aus eigener Kraft aufbauen wollte. Angeblich brauchte die Stadt nur ja zu sagen und für die nötigen Schnellverkehrslinien zu sorgen, sowie für Wohnungen; für den Leiter des Ganzen seien allerdings außer einem Einfamilienhaus in bester Höhenlage auf dem Hasenberg noch „zu Studienzwecken“ eine Hirschjagd im Schönbuch nebst Fischwasser und Jagdhaus unerlässlich. Die Stadt müsse sich rasch entschließen, da schon Angebote aus Kalifornien und der Türkei eingelaufen seien. – Als aber im September die Brüder Heck selbst kamen, da mußten sie erkennen, daß ihr Unterhändler viel mehr geschadet als genützt hatte. Sie erklärten alsbald, von dessen eigenmächtigen Zusicherungen und Forderungen gar nichts gewußt zu haben und solche keinesfalls zu billigen, sie ließen ihn fallen und wollten mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben! Es gab noch ein kurzes Zwischenspiel im Oktober, bei dem es um den Rosensteinpark ging, das aber auf Weisung der Militärregierung abgebrochen wurde.

Im Februar 1947 trat ein anderer Stuttgarter auf den Plan, der durch große Tierliebe bekannt war. Er wandte sich zunächst an die Forstdirektion und bat, im leerstehenden Hirschpark am Bärensee, dessen Wild der Besetzung zum Opfer gefallen war, den Nachwuchs an Wisenten und Wildpferden von Hellabrunn einstellen zu dürfen. Gleichzeitig wollte er im Favoritepark Auerochsen und andere Tiere unterbringen, aber nur für sehr kurze Zeit, da „die Verhandlungen über die Überlassung des Rosensteinparks an Heinz Heck unmittelbar vor ihrem Abschluß“ stünden. Heck wolle dort einen modernen großen Tiergarten einrichten, auch die Ruinen wieder aufbauen, wenn ihm bzw. seiner Familie der ganze Park mitsamt der Wilhelma auf 99 Jahre kostenlos überlassen werde. Von solchen Verhandlungen war an zuständiger Stelle jedoch nichts bekannt. Erst im April kam der Antrag und in einer Besprechung unter Vorsitz des Finanzministers, der geneigt war, mit Rücksicht auf die Stadt möglichst entgegenzukommen, schien sich eine Verständigung anzubahnen. Allein es zeigte sich auch hier, daß der Vertreter allzuviel versprochen hatte. Eine rechtsverbindliche Bestätigung seines Auftraggebers war nicht zu erreichen, auch der zugesagte Vertragsentwurf, über den das Staatsministerium hätte entscheiden können, blieb aus. Als statt dessen eine Nachforderung von landwirtschaftlichem Gelände kam, die von vornherein unerfüllbar war, da war auch dieser Traum ausgeträumt.

Wenn hier die damals nach außen kaum bekanntgewordenen Vorgänge in gedrängter Kürze dargestellt werden, so darf auch die Nachbarstadt Ludwigsburg nicht fehlen. Denn dorthin wandte sich der erstgenannte Vermittler, als in Stuttgart nichts zu erreichen war. Er wollte dort Schloßgarten, Schloßpark, Favoritepark und das Hofkammerschloßgut Monrepos zu einem großen Tierpark vereinen, fand aber keine Gegenliebe, weil niemand bereit war, sein Gelände abzutreten.

Noch einmal, im Frühjahr 1948, trat Ludwigsburg in den Vordergrund. Dort tauchte ein Mann auf, der angab, jahrelang im innersten Afrika gelebt zu haben, über seine unerhörten Entdeckungen und Erlebnisse gutbesuchte Vorträge hielt, und erklärte, Ludwigsburg zum deutschen Kulturmittelpunkt machen zu wollen*. Dafür sei auch ein großer Tiergarten un-

* Seine Werbeschrift trug den Titel: „Soll Ludwigsburg im Rahmen seiner kulturellen Renaissance und seines Umbruchs vom schwäbischen Potsdam der Ulanen und Kanonen zu einer deutschen Akropolis der Wissenschaften und der schönen Künste, zu einer Metropole der Völkerversöhnung auch einen zoologischen Garten erhalten oder nicht?“

entbehrlich. Daß er hierfür den Favoritepark ausersehen hatte, erfuhr dessen Verwaltung erst aus der Presse, denn er hielt es nicht für nötig, mit ihr Fühlung zu suchen. Die Umstellung der Währung machte dem Spuk ein Ende.

Inzwischen aber hatte der Leiter der staatlichen Gärten und Anlagen, Gartenbaudirektor Schöchle, ohne jedes Aufsehen begonnen, die zerstörten Gewächshäuser der Wilhelma wieder aufzubauen, ohne staatliche Geldmittel, ganz aus eigener Kraft, das heißt mit Hilfe des in den Notjahren ins Große ausgeweiteten Gemüsebaus. Ebenso gelang es ihm, die stark gelichteten Pflanzenbestände wieder aufzufüllen. Denn viele Schloßherren und sonstige Privatleute waren gezwungen, ihre Gewächshäuser aufzugeben und waren froh, ihre Lieblinge in gute Hände geben zu können. Als die Wilhelma 1949 wieder eröffnet wurde, da war zuerst eine Aquarienschau mit ihr verbunden, im Mai 1950 aber eine Vogelschau, deren Tiere teils von heimischen Liebhabervereinen zur Verfügung gestellt, teils von Tiergärten entliehen waren.

Der Erfolg war so groß, daß aus den Einnahmeüberschüssen sofort ein Teil der Tiere angekauft werden konnte, und als sich dies im Sommer des gleichen Jahres mit einer Schau „Tiere des deutschen Märchens“ in noch größerem Umfang wiederholte, da war der Weg gezeigt, der zu gehen war und der Grund gelegt für den weiteren Ausbau. Mag manches noch in Trümmern liegen und manches noch recht behelfsmäßig anmuten, der Zusammenklang von Tieren und Pflanzen hat sich als richtig erwiesen, die Wilhelma ist von den Fachleuten des In- und Auslands als vorbildlich anerkannt, dem Stuttgarter aber ist sein *neuer Wundergarten* heute schon unentbehrlich geworden.

Vierundzwanzig Jahre mußten vergehen, bis Nills Tiergarten einen Nachfolger gefunden hatte, fünfunddreißig Jahre hatte der „Wundergarten“ am Herdweg, wie ihn Karl Gerok benannt hatte, sich aus eigener Kraft erhalten können, länger als seine Vorläufer, die „Menagerie“ des Königs Friedrich im Stöckach (1812–1817) und der „Affenwerner“ in der Sophienstraße (1840–1873). So ist es jetzt, da sich Nills Ende zum fünfzigsten Male gejährt hat, für uns Heutige, die wir der Zukunft unserer Wilhelma mit Vertrauen entgegensehen dürfen, eine *Ehrenpflicht*, der beiden Männer, Nill-Vater und Nill-Sohn, die ihr Lebenswerk durchgehalten haben ohne materiellen Gewinn, zur eigenen Freude und zur Freude unzähliger Anderer *dankbaren Herzens zu gedenken*. Ehre ihrem Andenken!

Elchinger Barock

Von Adolf Herrmann

Wenn mitten im Dreißigjährigen Krieg der Abt von Schussenried klagend und betend ausrief: „Gott verleihe die Gnade, daß es bald ein Ende nehme, denn wir pfeifen nunmehr allhier auf dem letzten Loch und dem Gotteshaus steht das äußerste Verderben bevor“, so sprach er im Namen jener zahlreichen Ordensniederlassungen, welche fern der großen, durch Bastionen, Militär und Artillerie geschützten Städte wehrlos den furchtbarsten Verwüstungen preisgegeben waren. Auch in der hochgelegenen Benediktinerabtei Elchingen waren damals Not und Niedergeschlagenheit so angestiegen, daß ein Beschluß des Generalkapitels jedem frestellte, dorthin zu gehen, wo er sich sicherer fühlen würde. Nur Geld oder Kleidung könne man keinem mitgeben. Abt Johannes Spegelin (1619–1638) starb gänzlich erschöpft. Schwer hatten auf ihm die schwedischen und kaiserlichen Gelderpressungen gelastet. In seinem Sterbejahr waren von 5000 Klosteruntertanen noch 400 am Leben. Aber der Krieg ging weiter.

Wenn sich das Reichsstift unter der tatkräftigen Führung seiner Äbte Anselm Bauser (1657–1685) und Meinrad Hummel (1685–1706) wieder erholte, so mußten doch wohl auch unter den Konventualen starke körperliche und seelische Kräfte wirksam sein, welche mithalfen die drückenden Kriegslasten tapfer zu tragen und stetig zu verringern oder um der Gesundheit der Finanzen willen so schwere Opfer wie die vorübergehende käufliche Veräußerung von Klosterbesitz zu bringen.

Nur diese fast unsichtbaren Kräfte können uns zugleich die außerordentliche religiöse und künstlerische Intensität des süddeutschen Barocks erklären, welche ein Ruhmesblatt gerade für jene Klöster darstellt, welche von dem Kriegsgeschehen bis an den Rand ihres Daseins gebracht worden waren.

Was das blutvolle und kontrastreiche Leben unsrer spätgotischen Städte für die Hochkultur des ausgehenden Mittelalters bedeutet hat, ist durch J. Huizinga und W. Andreas in glänzender Weise hervorgehoben worden. Eine hervorragende und geniale Zusammenschau der Geistigkeit, der Baukunst, Literatur und Musik des 18. Jahrhunderts verdanken wir seit einigen Jahren Richard Benz. Trotz des Reichtums der uns überlieferten Tagebücher von Äbten und Konventualen, von Chroniken und Archivalien ist aber unsre Kenntnis des regen inneren Lebens unsrer Klö-

ster in der Barockzeit bescheiden und noch lange nicht umfassend genug. Hier öffnet sich gerade der Heimatforschung ein weites und dankbares Arbeitsgebiet.

Wir sind verhältnismäßig gut unterrichtet, wie sich die Elchinger Prälaten als Geistliche persönlich der Unterhaltung oder dem Neubau von Kirchen und Pfarrhöfen in den Dörfern des Reichsstifts gewidmet haben. Als Landesherren hoben sie das Ansehen ihrer Herrschaft durch stattliche Amtshäuser in den Pflögämen und als fürsorgliche Landesväter und Zeitgenossen des Merkantilismus blieben sie ständig bemüht, den Fortschritt und die wirtschaftliche Autonomie ihrer Untertanen zu heben und zu fördern, insbesondere durch die Aufmerksamkeit, welche sie dem Schulwesen und dem Neubau von Mühlen, Zehntscheuern und Straßen zuwandten.

Unter Meinrads Nachfolger, Abt Coelestin Riederer (1706–1740), einem gebürtigen Augsburger, wurde eine Schuldenlast von 50 000 Gulden getilgt, während gleichzeitig die Baufreudigkeit immer drängendere Formen annahm. Wir würden aber einem Irrtum unterliegen, wollten wir annehmen, daß der Kirchenbau allgemein im Vordergrund des Interesses stand. Nach einer allerersten, oft sogar sehr notdürftigen Instandsetzung von Gotteshäusern und Klausuren nach den Verwüstungen des großen Krieges, genossen vielfach Verwaltungs- und landwirtschaftliche Nutzbauten den Vorzug, dann folgten Konventsgebäude und Landkirchen. Oft bildete der Neubau der Klosterkirche erst den bekrönenden Abschluß der intensiven Bautätigkeit. So war es auch in Elchingen.

Abt Coelestin knüpfte an die Pläne seines Vorgängers an, umgab die Klosterauffahrt mit würdigen Bauten und vollendete die Modernisierung des Platzes vor der Klausur. Er erstellte an dem durch seine Fernsicht auf die Allgäuer Berge ausgezeichneten Südrand der Klostermauer ein apartes Sommerhaus (1729) von ovalem Grundriß und ersetzte die bescheidene Torkapelle durch einen schloßartigen Torbau (1736) nebst Wachhaus.

Dort, wo man später den Friedhof der Mönche anlegte, stand vormals eine zweite Sakristei. Sie wurde zur Kapelle der Heiligen Antonius und Nepomuk umgebaut. Der Marienaltar der 1644 begründeten Bruderschaft der Sieben Schmerzen Mariä wurde abgebrochen und neu errichtet: „August 1719 kam Herr Heinrich Meyer, Mahler an, die Capell der 7 Schmer-



Abb. 1

Otho van Veen (1556–1629):

Beweinung Christi.

Freiburg, Augustiner-Museum

Aufnahme: Röbbke, Freiburg i. Br.

zen in fresco zu mahlen. Er ist ein gebohrener Augsburger, der Welschland wohl durchwandert hat". Wir hören weiter von einer neu erbauten Gruft und der Weihe von vier Altären, S. Crucis, B. V. Mariae, S. Benedicti und S. Antonii, durch den Bischof von Augsburg.

In der Studierstube oder Museum genannt versah ein Maler aus Pfaffenhofen jedes Ständlein mit dem Bild eines Einsiedlers. Vor dem Tor wuchs 1715 ein stattliches Amtshaus empor. Das alte „im Thal“ wurde hernach an den Baumeister und Balier Christian Wiedemann verkauft. Besondere Unterstützung erfuhr das Pflegamt Stoffenried, erhielt es doch in verhältnismäßig kurzer Zeit ein neues Amtshaus und Schulhaus, einen Fruchtstadel und einen Pfarrhof. Des-

gleichen wurde ein Zehntstadel in Thalfingen aufgeführt.

Am 17. August 1717 legte der Elchinger Prälat mit Erlaubnis des Bischofs von Konstanz den Grundstein zur Pfarrkirche in Westerstetten, eine der wenigen barocken Landkirchen unsrer Heimat, welche ein stattliches Querschiff aufweisen. Für Unterfahlheim wurde eine Feldkapelle zur Hl. Dreifaltigkeit gebaut.

Unter Abt Coelestin besuchten das Reichsstift der Feldherr Prinz Eugen, der bayerische Kurfürst Max Emanuel II., der kaiserliche Oberstallmeister Fürst Schwarzenberg mit großer adeliger Suite und die Kardinäle Schönborn und Rohan. Der französische Kirchenfürst befand sich auf der Durchreise nach

Abb. 2
 Elchingen Sakristei:
 Beweinung Christi.
 Das Vorbild des Otho van Veen
 (Abb. 1)
 vielleicht vermittelt durch einen
 Kupferstich.

Aufnahme: Dr. A. Raichle, Ulm



Rom und besaß die Verbindlichkeit, von dort aus die Bitte des schwäbischen Abtes um Übersendung der Reliquien des Hl. Prosper zu erfüllen. In jenen Jahren kamen auch die Leiber der Heiligen Julianus, Claudius und Severinus aus der Calixtuskatakomben in Rom nach Elchingen und wurden in feierlicher Prozession auf den Altären beigesetzt. In der auch heute noch alljährlich stattfindenden „Leiberprozession“ von Roggenburg lebt die Frömmigkeit von damals bis auf unsre Tage fort.

Wie oft lassen wir uns in Gotteshäusern des 18. Jahrhunderts durch die festliche Heiterkeit der Stuckatur, durch blühende Farben und jubelnde Engelscharen in die visionär sich öffnenden Gewölbehimmel entrücken, ohne mit Andacht bei den Darstellungen grausamster

Martyrien zu verweilen oder den ernsten Vanitas-Kult in den Predellen der Altäre auch nur zu beachten! Die Mahnung an die rasche Vergänglichkeit alles Irdischen war der Gotik und Renaissance ebenfalls nicht fremd. Es blieb aber den mittleren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts vorbehalten, die Toten aus ihren Gräften emporzuheben und in gläsernen Vitrinen zur Schau zu stellen, wo sie nicht selten mit rot geschminkten Wangen, mit prunkvoller Kostümierung und ekstatischen Gebärden an der grenzenlosen Dankbarkeit und Verehrung teilnehmen, welche alle wesende und verwesende Natur ihrem göttlichen Schöpfer schuldig ist.

Zunehmende Begeisterung des religiösen Lebens für Reliquienverehrung und fromme Stiftungen, Wall-



Abb. 3. Elchingen: Maria unterm Kreuz
Aufnahme: Dr. A. Raichle

fahrten und Umgänge, Bruderschaftsfeiern und theologische Disputationen ließen die schon seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert anhaltende, erstaunliche Bautätigkeit im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts ihren eigentlichen Höhepunkt erreichen. Es war dies die Zeit, in welcher sich die Barockarchitektur besonders glanzvoll in Wallfahrtskirchen wie Steinhausen und Wies, Birnau und Vierzehnheiligen manifestierte.

Am 9. Mai 1746 legte Abt Amandus Schindele (1740 bis 1763) den Grundstein zum Neubau der Pfarrkirche in Straß. Bis zur Weihe des zukünftigen

Gotteshauses am 9. September 1748 mußte der Gottesdienst mit bischöflicher Genehmigung in einer Dorfscheune abgehalten werden. 1748 goß der Lothringer Joseph Arnoldt im Konventsgarten Glocken für Elchingen, Ober- und Unterfahlheim. Nach Straß kam die Pfarrkirche zum hl. Laurentius in Thalfingen an die Reihe, welche die Stuckatoren Schmid und Schütz mit schäumender Ornamentik und Josef Wannenmacher, ein Elchinger Landekind aus Tomerdingen, mit pathetischen Fresken (1752) ausstatteten. Wannenmacher hatte sich bereits in Straß bewährt.

Bauen bedeutete im 18. Jahrhundert vielfach Gottesdienst und fürstliche Repräsentation zugleich. Dieses Attribut echter Frömmigkeit aber auch des Glanzes und der Würde, verschlang große Mittel und hat manchen Prälaten in Zahlungsschwierigkeiten oder Schlimmeres gestürzt. So starb der Abt des Klosters Langheim und Bauherr von Vierzehnheiligen „im Rufe des Stolzes, der Verschwendung für neue Gebäude und der Erschöpfung der Kassen“. Abt Didakus Ströbele von Schussenried, der Bauherr von Steinhausen wurde von seinen Ordensoberen abgesetzt, weil er die für die genannte Wallfahrtskirche von seinem Konvent bewilligte Summe um ein Mehrfaches überschritten hatte. Das Kloster Fultenbach wurde 1773 der Schwäbisch-Augsburgischen Kongregation des Benediktinerordens zur Administration übergeben wegen zu großer Schulden. Der Fultenbacher Abt wurde nach Ottobeuren verwiesen, der Prior kam nach Elchingen, die übrigen Konventualen wurden auf andere Klöster verteilt.

Auch dem Elchinger Abt Coelestin warf man vor, „daß er nemlich das Geld alles verbauet, als wovon er ein gar zu großer Liebhaber gewesen“. Von seinem Nachfolger wird eine hübsche und für die leicht entzündliche Bauleidenschaft dieses eigenwilligen Herrn höchst charakteristische Geschichte erzählt, „es wäre einmal dem Abt Amand ein Stein von dem Gewölbe der Kirche zu ihm in den Chorstuhl gefallen und dessentwegen hat er sich resolvirt, ein neues Gewölbe zu machen und die ganze Klosterkirche zu renovieren, welche renovierung mit Stocktorarbeit und Gemähl über 20 000 Gulden soll gekostet haben“.

Josef Wannenmacher (1722–1780), welcher die Kirchen von Straß und Thalfingen mit seiner Kunst ausgeschmückt hat und der in späteren Jahren mit Erfolg in Rottweil, St. Gallen und Gmünd tätig war, sollte für die von ihm 1749 begonnene Ausmalung der Elchinger Stiftskirche 1000 Gulden bekommen. „Er hat sie schon einmal gemahlen, weil es ihm aber nit gerathen, so fangt er von neuem an. Auf der andern Seith mahlt einer mit nahmen Zick, der die

Kirch zu Biberach gemahlen.“ Es handelte sich um Johannes Zick (1702–1762), den Vater des Januarius, welcher zuvor in Schussenried und Biberach beschäftigt und nach seiner Elchinger Tätigkeit von keinem Geringeren als Balthasar Neumann nach Würzburg und Bruchsal berufen wurde.

Das thematische Programm für die beiden Maler hatte Pater Aemilian entworfen. Als das Kreuz auf dem Vierungsturm von neuem gesetzt wurde, legte man die Namen des Abtes und der Konventualen indasselbe. Herr Christoph Rahser „hat es hinaufgesetzt, auf selbigem einen Spruch gemacht und sodan ein butellin wein getrunken, auch auf selbem seine alten Strümpfe und Schue ausgezogen und neue, so ihm das Gotteshaus geschenkt angezogen“. Die Erneuerungsarbeiten in der Kirche, welche seit 1666 angedauert hatten, wurden 1752 mit dem Anbau der Gertrudis- und Walburgakapelle abgeschlossen.

An der Aufbringung der Baukosten war die Sieben-schmerzenbruderschaft maßgeblich beteiligt. Im Jahre 1744, in welchem Kaiser Karl VII. dem Reichsstift seinen Besuch abgestattet hatte, hatte diese Bruderschaft festlich ihre Jahrhundertfeier begangen. Von dem ungeheuren Andrang in eine solche Confraternität machen wir uns kaum mehr eine richtige Vorstellung. Im Jahre 1751 ließen sich nicht weniger wie 4318 Menschen einschreiben, und in den Jahren von 1751 bis 1757 sollen gar 18 026 Mitglieder aufgenommen worden sein. Bis aus Schwäbisch Gmünd kamen damals die Wallfahrer zur Schmerzhafte Muttergottes von Elchingen. Wegen einer blutenden Hostie, welche eine Wallfahrerin in der Gnadenkapelle empfangen haben soll, reisten der Prior und der Oberamtmann des Reichsstifts nach Ellwangen. Auf der Rückreise ließen sie diese in Augsburg approbieren. Es ward ihnen erlaubt, sie im Tabernakel aufzubewahren. Später soll sie auf höheren Befehl „auf die Seith geraumt worden sein“.

Die ins Tal führende Klostersteige wurde erst im 18. Jahrhundert bebaut. Sie wurde im Jahre 1756 zu einer Art Kalvarienberg, als an ihr sieben Kapellen mit Bildern der Schmerzen Mariä errichtet wurden. Im gleichen Jahr stiftete der Abt einen neuen Altar in die Pankratiuskapelle bei der südlichen Klostermauer. Das zugehörige Gemälde, eine Apotheose des Heiligen, das sich heute im Pfarrhaus befindet (Abb. 5), zeigt am untern Bildrand das Abtswappen und ist signiert „Urb. Oberman pinx“. Die von seinem Vorgänger bei Unterfahlheim ins freie Feld gebaute Dreifaltigkeitskapelle ließ Abt Amandus ebenfalls 1756 ins Dorf transferieren und mit einem Altarbild und Stationen von Wannenmacher schmücken.



Abb. 4. Elchingen: Johannes unterm Kreuz
Aufnahme: Dr. A. Raichle

Im 18. Jahrhundert erklomm die heraldische Rethorik des Reichsstifts ihren Höhepunkt. Abt Amandus setzte das quadrierte Wappen mit Herzschild dem Reichsadler auf die Brust. Abt Robert Kolb, sein Nachfolger, sollte den Schild sogar zum sechsteiligen erweitern. Er nahm Schlüssel und Schwert der Kirchenpatrone Petrus und Paulus auf und fügte der Mitra über dem Wappen ein Schwert hinzu zum Zeichen des unter ihm erworbenen *ius gladii*.

Unter Abt Amandus waren die Klosterfinanzen in ziemliche Unordnung geraten, da er zuletzt weder von den Pflegern die Rechnungsablegung forderte,



Abb. 5. Elchingen Pfarrhaus: Altargemälde (1756) der ehemaligen Pankratius-Kapelle
Aufnahme: Dr. A. Raichle

noch selbst dem Konvent gegenüber Aufklärung über die wirtschaftliche Lage des Klosters gab. Im Jahre 1762 wollte der Zweiundachtzigjährige zum Ärger seines Konvents noch immer nicht mit Ehren resignieren. Ein Pater widmete dem 1764 Verstorbenen folgenden Nachruf: „ich kante Ihn von Person, die sehr autoritatisch war, besetzt und von angenehmer und einnehmender Aussprache. Er wurde die leste zwei Jahr etwas kindisch. Wenn er einige Jahr früher resigniert hätte, wäre es für unser Closter besser gewesen“. Nach seinem Tod ließ Neresheim den Elchingern 4000 Gulden auf vier Jahre ohne Zins „aus Mitleid zu uns“.

Unter der kurzen Regierung des aus Deggingen gebürtigen Gregor Pfeiffer (1763–1766) konnte nicht

viel geschehen, zumal die Hinterlassenschaft seines Vorgängers zu sparsamer Haushaltsführung zwang. Abt Robert Kolb (1766–1793), ebenfalls Degginger und Neffe Gregors, verfügte nicht nur über einen ausgezeichneten Kunstsinn, sondern auch über ein damals noch nicht gewöhnliches Verständnis für die Vergangenheit. Am Jahresende seines Regierungsantritts waren seit langer Zeit zum erstenmal wieder 1000 Gulden erspart worden, was unter den Klosterbrüdern Aufsehen erregte. Allerdings trug man keine Scheu noch im folgenden Jahre den durchreisenden Fürstabt von St. Gallen um ein Darlehen von 21 000 Gulden gegen 2% Zins anzugehen. Immerhin änderte sich die Finanzlage unter diesem Prälaten so wesentlich, daß nach etwa zwanzig Jahren trotz großer baulicher Anstrengungen jährlich 12 000 bis 15 000 Gulden erspart werden konnten. Es fiel also ins Gewicht, daß Robert für solche Ersparnisse eine besondere eiserne Truhe anfertigen ließ und dieses Geld persönlich verwaltete. Dank dieser geordneten Wirtschaftsführung war er denn auch später in der Lage, nach der Brandkatastrophe von 1773 einen eleganten, aber sich in vernünftigen Grenzen bewegenden Wiederaufbauplan zu verwirklichen.

Seit 1768 ertönte in der Klosterkirche eine Orgel des Hechinger Orgelbauers Conrad Keppner. Die Kosten bestritt man aus Opfergeldern der Muttergottes. Sie flossen so reichlich, daß man sich im gleichen Jahr noch das Ausweißeln des Turmes und der Kirche leisten und „denen Welschen, besonders H. Gothardo Perghonzoli“ ihren Arbeitslohn auszahlen konnte. In Stoffenried wurde das Amtshaus „gleichsam neu“, in Waldstetten das Meßnerhaus aufgeführt und die Straße vom Kloster über Nersingen nach Fahlheim gebaut.

Waldstetten bekam in der gleichen Zeit, in welcher der Wettenhauser Stiftsbaumeister Josef Dossenberger (1721–1785) den niedergebrannten Chor der Elchinger Kirche wiederaufbaute, ein neues Gotteshaus: „der Baumeister war aber ein schlechter Kenner seiner Kunst“, indem bald darauf das Gebäude zu sinken begann und ein anderer Architekt „der Specht mit nahmen“ hinzugezogen werden mußte. Vermutlich handelt es sich hier um Johann Georg Specht (1721–1803) aus Lindenberg im Allgäu, welcher vor dem Auftreten von Januarius Zick die örtliche Bauleitung der Wiblinger Klosterkirche innehatte. „Das Gemähl (in Waldstetten) machte Herr Wannmacher.“ Wenn somit Dossenberger auch für Waldstetten keine Verantwortung trug, so gingen doch viele Gebäude der Elchingschen Herrschaft und Ökonomie, wie das Posthaus in Denkental, einige

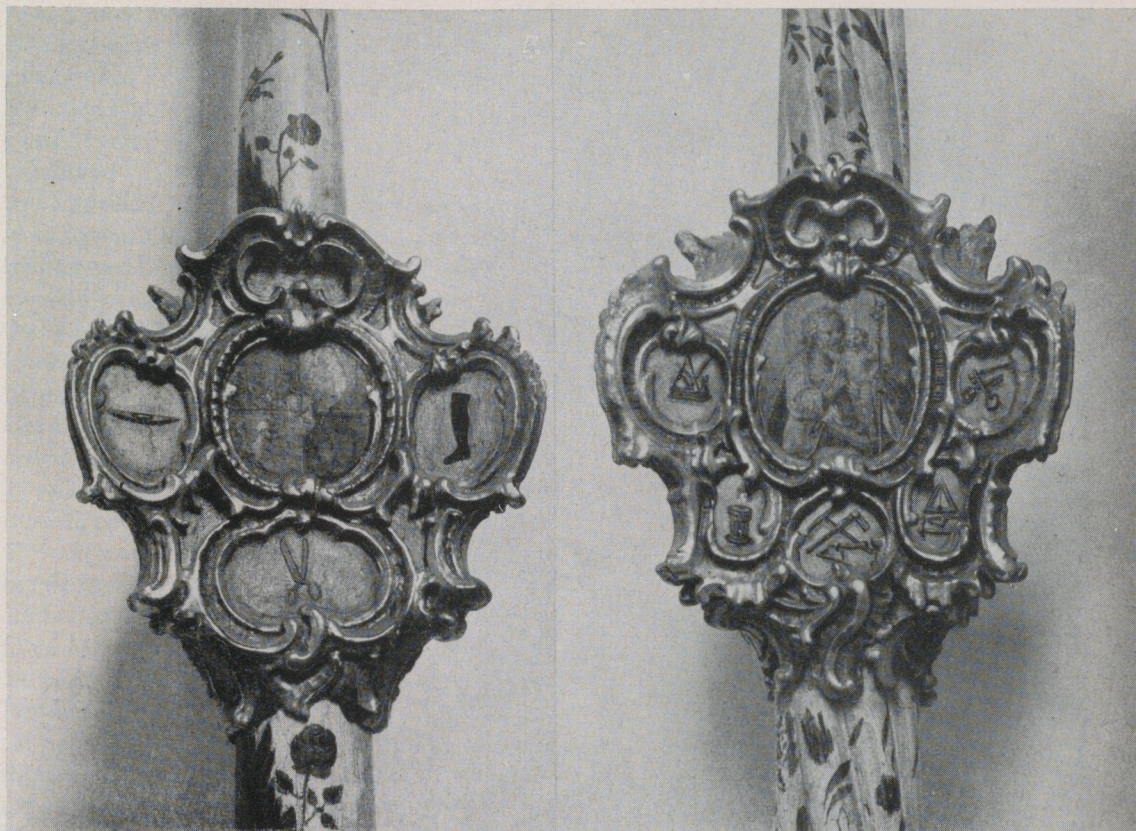


Abb. 6. Elchingen Walburga-Kapelle: Knäufe von Lichtträgern der Elchinger Zünfte
mit Malereien von Josef Wannenmacher
Aufnahme: Dr. A. Raichle

Wohngebäude an der Klostersteige, das inzwischen mehrfach veränderte Bräuhaus und eine im 19. Jahrhundert abgebrochene Pferdemühle des Klosterhofes auf ihn zurück. Wahrscheinlich gilt das auch von dem hochgelegenen Pfarrhof in Oberfahlheim, aus dessen Fenstern Napoleon den Verlauf der Schlacht von Elchingen (1805) verfolgt hat.

Der ruhelose und unermüdliche Baueifer, welcher seine Hand nach großen und repräsentativen Aufgaben ausstreckte, vernachlässigte aber auch nicht das Kleinste oder ausschließlich Praktische. Abt Robert förderte den Hopfenanbau und führte von Hechingen lebende Fasanen ein. Im Herbst 1789 wurde der Garten im Klosterhof „eskarpiert, mit Springwasser versehen und französischen Obstbäumen (aus Straßburg) verpflanzt. Zu wünschen wäre, daß die Botanik eingeführt würde, sub Directorio eines verständigen Herrn aus dem Convent“. Zweifellos wurde das mit einem Seitenblick auf die ausgezeichneten Vorlesungen über Naturlehre niedergeschrieben, welche die Klosterelaven in Neresheim erhielten.

Elchingen nahm damals regen Anteil an den Strömungen und Geschehnissen der Zeit. In politischer Hinsicht teilte Robert Kolb das Streben anderer weltlicher und geistlicher Fürsten, die vom Mittelalter überkommene staatsrechtliche Kompliziertheit seines Territoriums zu vereinfachen, indem er von der Reichsstadt Ulm für seine diesseits der Donau gelegenen Dörfer und vom Grafen Fugger von Weißenhorn-Kirchberg für die Besitzungen jenseits der Donau die hohe malefizische Obrigkeit und andere dem Abt bisher nicht zustehende Rechte und Privilegien käuflich erwarb. In diesem Zusammenhang errichtete er für seine Handwerker, die bis dahin verschiedenen Zünften in Weißenhorn, Günzburg und Langenau angehört hatten, drei eigene Laden (Abb. 6). 1776 ließ er in Ausübung des ihm nunmehr zustehenden ius gladii einen Galgen bauen.

Zu den besonderen geistigen Anliegen gehörte die im 17. Jahrhundert ins Leben gerufene Benediktineruniversität in Salzburg, an welche der Elchinger Konvent eine Reihe von Lehrern abordnete, zählte die



Abb. 7. Elchingen Sakristei: Darstellung des hl. Meßopfers
von Josef Wannenmacher (1774)
Aufnahme: Dr. A. Raichle

seelsorgerische Betreuung der Elchinger und Stoffenrieder Bruderschaften. In Wort und Schrift befaßte sich P. Meinrad Widmann mit der Aufklärung, wenn auch in gegnerischem Sinn. Man disputierte unter großem Aufwand theologische oder philosophische Thesen innerhalb der Ordenskongregation, trieb und veröffentlichte theologische, philologische, ja selbst naturwissenschaftliche Studien.

Wir hören vom Komödienspielen der Klosterschüler, man musizierte beim Besuch hoher Gäste und verschmähte auch nicht auf holländischem Tuch Billard

zu spielen oder der eben aufgekommenen Mode des Kaffeetrinkens zu huldigen.

Einige Patres fertigten 1784 einen Luftballon an und ließen ihn in Fahlheim vor Tausenden von Zuschauern hochsteigen: „wir waren die ersten Affen der Franzosen Montgolfier und Blanchardt“.

Schon Abt Meinrad Hummel (1685–1706), der Sohn eines Oberamtmannes von Kloster Marchtal, zeichnete sich durch außerordentliche und vielseitige Begabung aus. Er fertigte selbst ein Modell für den von ihm errichteten Neubau an, in welchem sich die Groß-

kellerei und die Hofstube befanden. Er hinterließ zwei große Bände mit geometrischen Rissen fast aller eldhingischen Felder und Wälder und eine von seinen Mitbrüdern hochgerühmte Abhandlung über die Baukunst. Ferner konstruierte er einen kunstreichen „Trehstuhl“, womit man Porträts, Ablaßpfennige und Medaillen „auf das zarteste hat trehen“ können. Nach seinem Nekrolog soll er fast ungezählte Wissenschaften und Künste verstanden und diesen die Kenntnis nicht weniger Sprachen hinzugefügt haben. Auch der von Weißenhorn gebürtige P. Columban Lutz schrieb über das Vermessungswesen.

Es gab ein physikalisches Kunstkabinett mit einer Elektrisiermaschine, Luftpumpen, Mikroskopen und anderem optischen Gerät. Ferner ein Antiquarium, in welches merkwürdige Ausgrabungen eingeliefert wurden, und vor allem eine Bibliothek, deren Bestand 1759 ein humorbegabter Bibliothekar auf 6666 Bände bezifferte. Zu ihr hinterließ P. Nepomuk Hauntinger aus St. Gallen 1784 einige kritische Anmerkungen:

„Von Manuskripten ist ein einziger Codex aus dem 14. oder 15. Jahrhundert merkwürdig; er enthält das berühmte Kunstwerk des Rhabanus De S. Cruce und ein Speculum humanae salvationis mit Figuren. Das theologische und patristische Fach sieht so ziemlich gut aus; von diesem habe ich mir die Opera S. Leonis Magni in zwei Foliobänden, Rom 1755, gemerkt. Etwa 20 Quartbände von Muratorischen Nebenwerken lassen sich auch nicht übel sehen“.

Offenbar angeregt durch diesen Besuch kaufte Abt Robert wiederholt Bücher, u. a. von den Kapuzinern in Günzburg und Burgau und ergänzte die „Acta sanctorum“ der Bollandisten um acht neue Bände. Das Günzburger und Burgauer Verzeichnis umfaßte 205 Bände mit nicht weniger als 42 Wiegendrucke aus dem 15. Jahrhundert. Darunter das Geschichtswerk des Vincentius Bellocensis von 1474, die Werke des Josephus Flavius und Livius von 1470, die Episteln Ciceros von 1494, Anton Kobergers deutsche Holzschnittbibel von 1483, die Schriften der Heiligen Thomas, Gregorius, Albertus Magnus, Cassian, Augustinus, Ambrosius, Bonaventura, Antonius von 1468 und so weiter.

Auch eine stattliche Anzahl von Gemälden wurden damals im Wengenkloster zu Ulm und in Wettenshausen für eine eigene kleine Galerie erworben. Mit einem Interesse, welches im allgemeinen erst die Romantik aufbrachte, kaufte Abt Robert spätgotische Tafelbilder „als die 12 Apostel von Hans Holbein 1500 u. 1499 de passione Domini aus einem Frauenkloster S. Walburg in Eystätt“. 1785 erwarb man in Ulm aus reichsstädtischem Besitz ein Reliquiar aus

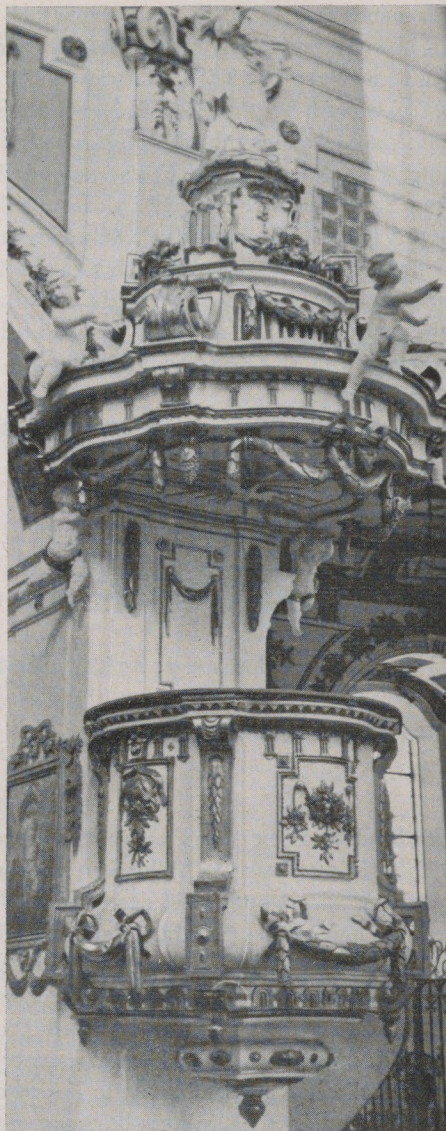


Abb. 8. Elchinger Kanzel nach dem Entwurf von J. Dossenberger
Aufnahme: Dr. A. Raichle

St. Leonhard, ein Kruzifix mit dem Wappen der ulmischen Patrizierfamilie von Neithardt, eine kleine Monstranz, einen Kelch oder ein Ciborium mit Steinen, „dann ein gar schön mit Silber beschlagenes mit Reichsstadt Ulm und hüttenamtlichem Wappen versehenes, auf Pergament gar zierlich geschriebenes Epistel- und Evangelienbuch“ und schmückte „anmit den Eldhingischen Silberkasten mit einem unvergeßlichen Denkmal der alten Römisch Katholischen Frömmigkeit der Ulmer“. Das Buch wurde beim Elchinger Hochamt benützt.

Pater Romanus trug 1793 alle in der Bibliothek oder bei den Klosterbrüdern zerstreuten Bilder zusammen und ließ so mehrere tausend Kupferstiche in 40 Bänden binden (s. auch Text unter Abb. 2). Bei der Säkularisation wurde das meiste hiervon verschleudert oder vernichtet, so daß uns nur die Erinnerung an diesen barocken Sammeleifer geblieben ist. Ein ähnliches Schicksal traf die Bibliothek, den Kirchenschatz, die Gemäldegalerie und das physikalische Kunstkabinett. Dagegen hat sich bis heute – vielleicht eine Rarität des Antiquariums – ein zierliches Pappmodell der Klosteranlage von P. Ulrich Baumgärtner aus dem Jahre 1793 erhalten.

Das Leben des Elchinger Konvents im 18. Jahrhundert

mit seinen teils kleinen und bescheidenen, teils interessanten und überaus reizvollen Spiegelungen der großen Welt mag uns wie eine längst versunkene ländliche Idylle vorkommen. Allein dieser Alltag mündete, wie der Wiederaufbau der Klosterkirche nach 1773 durch Dossenberger und Januarius Zick beweist, ein in die Hochkultur des kirchlichen Barocks. Das Leben und die Tätigkeit dieser Elchinger Religiösen, welche einfachsten bürgerlichen, ja bäuerlichen Kreisen entstammten, veranschaulicht am besten, wie die Barockkunst – hierin vergleichbar nur jener der Spätgotik – nicht nur von einer begüterten und verfeinerten Oberschicht, sondern vom ganzen Volk schlechthin getragen und bejaht wurde.

Altes und Neues von Lomersheim

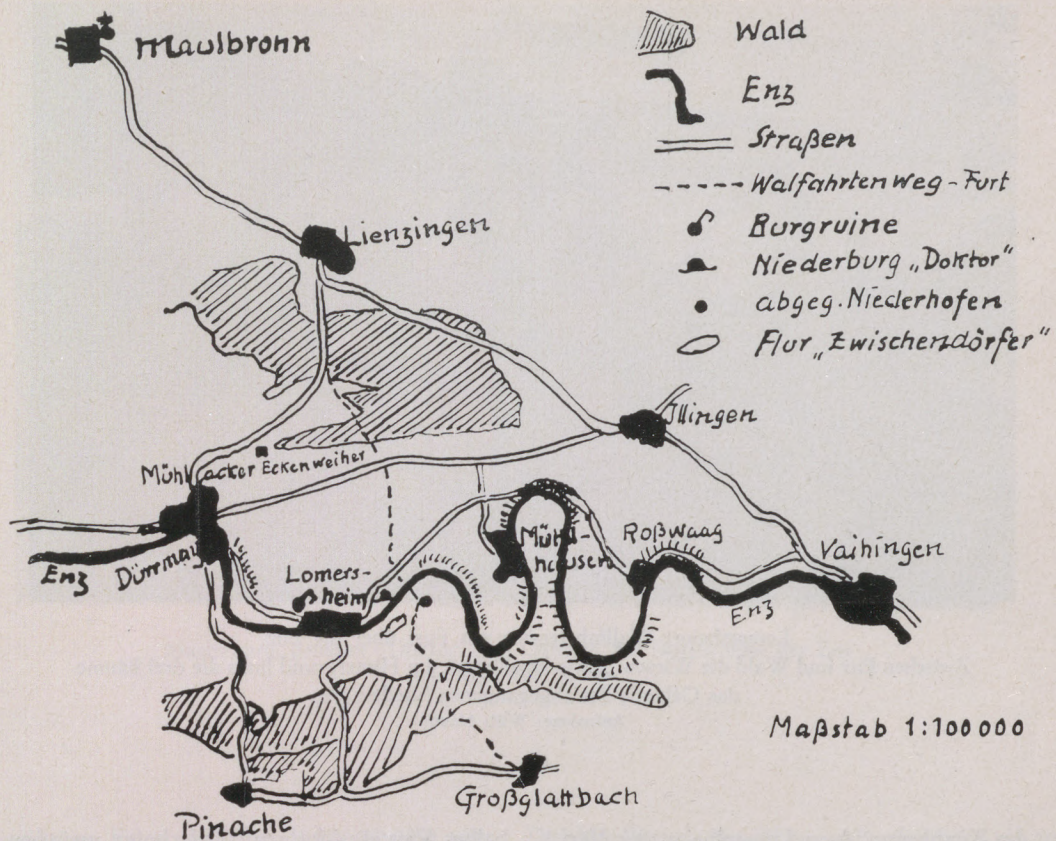
Vom Flurnamen „Zwischendörfer“ zur abgegangenen Siedlung Niederhofen

Von Otto Conrad

Das Straßendorf Lomersheim am linken Enzufer, zwei Kilometer unterhalb von Mühlacker, bewahrt im „Burgstumpen“ den letzten Rest der Burg der Edelfreien von Lomersheim. Walther von Lomersheim stiftete ums Jahr 1143 auf seinem Gut Eckenweiher, drei Kilometer nördlich von Burg und Dorf Lomersheim, ein Kloster. Unter Führung des Abtes Diether siedelten sich zwölf Mönche und einige Laienbrüder an. Der Ort dieser Klostergründung in Eckenweiher wurde also vom Besitz des Stifters bestimmt. Eckenweiher, heute noch einige Bauernhöfe am Rande der Stadt Mühlacker, besaß aber nicht die geeigneten Voraussetzungen für den Ausbau eines Klosters, es fehlte in der offenen Landschaft das nötige Wasser, die natürliche Geborgenheit und auch das geeignete Baumaterial in Form guter Natursteine. So findet die Verlegung der klösterlichen Niederlassung Eckenweiher schon drei Jahre darauf nach dem sechs Kilometer nordwestlich davon gelegenen Salzachtal seine natürliche Erklärung. Hier entstand von 1146/47 an das berühmte Zisterzienserkloster Maulbronn. Das Dorf Lomersheim und seine Geschichte sind auf Jahrhunderte aufs engste mit dem Kloster verbunden geblieben. Die Besitzungen der Herren von Lomersheim gingen im 12. und 13. Jahrhundert durch Kauf und Schenkung allmählich ganz an das Kloster über, so

noch 1285 die Fischwasser in der Enz und 1288 die große Mühle in Lomersheim, der das Dorf um die Wende vom 19./20. Jahrhundert die Entstehung der großen Weberei zu verdanken hat. Der Krummstab ist noch auf vielen Marksteinen des Waldes bei Lomersheim zu sehen. Am nordwestlichen Rand des Dorfes über dem Steilhang zur Enz sind die letzten Spuren der Burg des einstigen Ortsadels zu sehen, Reste der Grundmauern der Burg und der im Jahre 1817 von einem Lomersheimer Bürger gesprengte Bergfried, der den Namen „Burgstumpen“ bekommen hat.

Die Markung von Lomersheim wird von der Enz in zwei Teile zerschnitten, einen größeren nördlichen bis zur „Landstraße“ von Illingen nach Mühlacker und einen kleineren südlichen, der noch über der Talsohle den früheren Klosterwald bis zur Straße Großglattbach–Pinache umschließt. Über den „Talwiesen“ bis zum Waldessaum senkt sich nach Osten der fruchtbare, lößbedeckte Liegehang als Gegenstück zum hohen Prallhang des „Kammertenbergs“ (oberer Muschelkalk). Das langgezogene Dorf verläuft hart am linken Enzufer, das in seinem alten Teil nur wenig Raum läßt für die Dorfstraße und eine schmale Häuserreihe links und rechts von ihr. Der älteste Teil des Dorfes war durch zwei zur Enz führende



Mauern in die Befestigung der Burg eingeschlossen. Erst in neuerer Zeit wurden auch Gebäulichkeiten über der Enz erstellt. Es vergeht kaum ein Jahr, daß das Tal nicht von den Fluten der Enz überschwemmt wird. Zuweilen ist die Überschwemmung so groß und stark, daß sie empfindlichen Schaden anrichtet und der südliche Teil der Markung durch einen über Hunderte von Metern breiten Strom vom Dorf abgeschnitten ist. Im April 1945 wurde die Brücke als einziger Übergang über die Enz gesprengt, so daß die Frühjahrsbestellung der Felder dort nicht vollzogen werden konnte. Dies hatte damals den Vorteil, daß sie als erste Brücke wieder aufgebaut werden mußte.

Eine Flur über der Enz, die Wiesen beim „Waagrain“, einem Altwasser der Enz, hat den Namen „Zwischendörfer“. Dieser Flurname führte zur Vermutung, daß in Fortsetzung der Richtung Dorf Lomersheim – „Zwischendörfer“ eine abgegangene Siedlung liegen müsse. Erfahrene Bauern wußten auch zu berichten, daß in den „Wiesenäckern“ in trockenen Jahren Streifen zu beobachten seien, wo das Ge-

treide nieder und mager sei. Diese Streifen ließen auf Grundmauern im Boden schließen. Es konnte auch in Erfahrung gebracht werden, daß bei der Wiederherstellung der alten Bewässerung in den 1920er Jahren Mauerreste gefunden worden sind. Es war nun kein Zweifel mehr möglich, daß der Flurname „Zwischendörfer“ zurechtbesteht und daß bei den „Wiesenäckern“ eine Siedlung gewesen sein muß. Der Nachweis konnte durch archivalische Forschung einwandfrei erbracht werden.

Das geistliche Lagerbuch vom Jahre 1489 enthält die Abschrift eines Kaufbriefs über die Fischwasser vom St. Ambrosiustag 1431. Hier ist von drei Wassern auf der Enz zu Lamersheim die Rede. Das erste ist Fritz von Urbachs Wasser unter der „Kammeret“. Dazu gehört auch ein Stück Wassers, gelegen zu Niederhofen ob dem Furt. Item gehört darin ein Garten gelegen zu Niederhofen, das andere Wasser liegt ob der Brucken zu Lomersheim. Dieser Kauf wurde vollzogen „in Gegenwärtigkeit Meister Eberhards, Kirchherren zu Niederhofen, Cuntz Huttenlocher, Fischer zu Lomersheim und Cunrat Wyed-



Lomersheim: Wallfahrterweg mit Furt über die Enz.
Zwischen Enz und Wald die Wiesen „Zwischendörfer“. Im Hintergrund links die drei Bäume
das Gelände des abgegangenen Niederhofen
Aufnahme: Willi Mauch

mann des Kirchherrn“ (von Lomersheim, der Verf.) Die archivalische Antwort konnte kaum deutlicher erwartet werden.

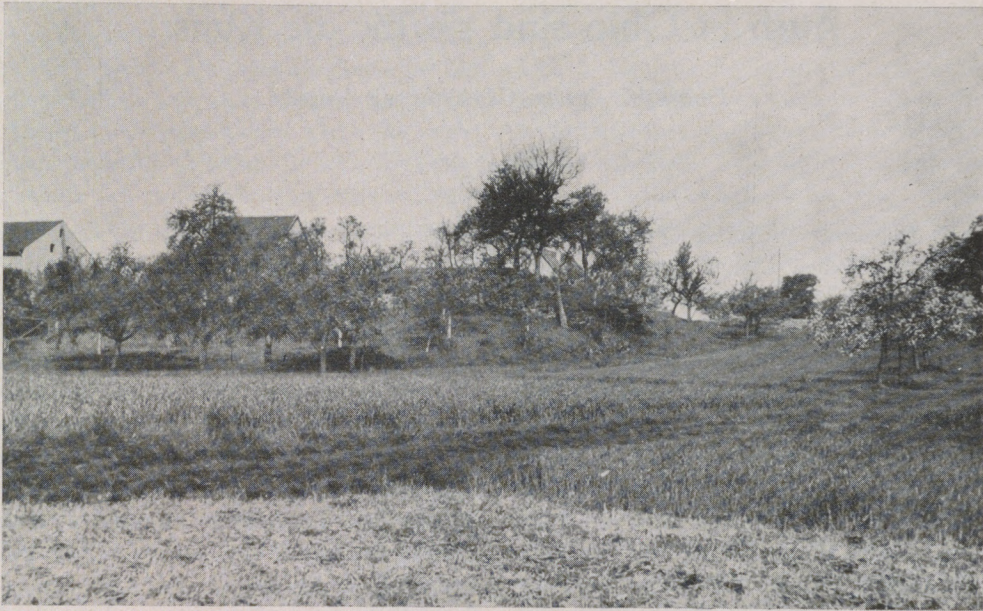
Die abgegangene Siedlung „Niederhofen“ lag also etwas unterhalb vom Waagrainwäldle an der heutigen „Seite“ am „Talweg“ (s. Skizze!). Der Flurname „Zwischendörfer“ hatte richtig ausgesagt. Allein er war geblieben, das Wissen und die Erinnerung sind erloschen. Die Siedlung, unter der wir uns ein kleines Dorf mit Kirche und Pfarrer vorzustellen haben, hat im Jahre 1431 noch bestanden. Man darf annehmen, daß im Jahre 1489, als das erwähnte Lagerbuch niedergeschrieben wurde, noch die gleichen Verhältnisse bestanden.

Im nächsten Lagerbuch vom Jahre 1564 sind wieder die teilweise erblich verliehenen Fischwasser aufgeführt. Sie werden aber diesmal enzabwärts aufgezählt und beschrieben. Das letzte der nun fünf Wasser besitzt Hanß Layß, genannt Veytten Hanß zu Mühlhausen. Es ist des Klosters (Maulbronn) Eigentum und sein Erbgut. Er zinst drei Pfund Heller. Zu diesem Fischwasser gehörten u. a. ein Morgen Acker bei Niederhofen zwischen Jörg Dürren und dem Allmandweg (jetzt Talweg) gelegen, stößt oben an Michel Wüsten Witwer und unten auf den Platz, darauf das Niederhöfer Kirchlein gestanden ist, ein

halbes Viertel Acker zu Niederhofen zwischen ihm selbst und dem Niederhofer Wasser gelegen, stößt oben an den Allmandweg und unten wieder auf den Wasen.

Im Jahre 1564 ist also noch von Niederhofen die Rede, ob noch als bestehendes Dorf oder bereits als vorübergehender Flurname, ist nicht deutlich ersichtlich. Das Kirchlein ist nicht mehr da. Es ist also zwischen 1489 und 1564 abgegangen. Was mag die Ursache dafür gewesen sein? In diese Zeit fallen zwei Ereignisse. Die Oberamtsbeschreibung von Maulbronn vom Jahre 1870 bringt auf Seite 264 den kurzen, aber inhaltsschweren Satz: „1504 wurde Lomersheim von den Württembergern verbrannt.“ Es wäre möglich, daß dabei auch das unweit davon gelegene Kirchlein von Niederhofen niedergebrannt und nicht wieder aufgebaut wurde. Nicht ausgeschlossen wäre auch, daß ganz Niederhofen im Jahre 1504 niedergebrannt wurde. Man kann auch daran denken, daß die Einführung der Reformation nach 1534 das Kirchlein in Zerfall geraten ließ, weil kein protestantischer Pfarrer da war. Nicht ausgeschlossen wäre auch, daß ein großes Hochwasser die Ursache für den Abgang gewesen sein könnte.

Wenn aber Niederhofen als Siedlung im 16. Jahrhundert weiterbestanden hätte, so wäre ihm durch den



Niederburg, genannt „Doktor“, am Ostrand des Dorfes über der Enz
Aufnahme: Willi Mauch

Dreißigjährigen Krieg das Lebenslicht endgültig ausgeblasen worden. Mühlacker mit Lomersheim liegen in einem für frühere Kriege äußerst gefährdeten Gebiet. Im Lagerbuch von 1720 finden wir als Eingang den Eintrag:

„Nachdem das Dorf Lomersheim in den vieljährigen Kriegszeiten durch verschiedene Brand, auch Absterben der mehrsten alten Burgerschaft in große Verödung und Abgang – dadurch auch, indem die Gerichts- und Güterbücher verloren, des Klosters Maulbronn in Anno 1565 gemachtes Lagerbuch über dessen namhafte Gerechtigkeiten und Gefäll in große Unwichtigkeit und Unwissenheit geraten, ... seither aber durch die noch weiter von dar an für gewährte Kriegs Troublen, da gar viele solcher beschwert oder zinsbarer Güter öd und wüst liegen geblieben, und es doch 53 Jahr seither angestanden, in recht große confusion geraten, also daß der jährliche Einzug der Gülden nicht mehr nach den Haistbüchern, sondern nur überhaupt auf die ganze Feldung gemacht ...“

In diesem Lagerbuch ist Niederhofen noch einmal erwähnt: „dazu sind ein Haldle hinter der Alten Burg („Doktor“) und Niederhofen genannt.“ Niederhofen ist nicht mehr da, nur noch genannt, also 1720 immerhin noch in Erinnerung.

Die Alte Burg, in der Oberamtsbeschreibung als Niederburg erwähnt, und jetzt „Doktor“ genannt, liegt Niederhofen gegenüber, etwas oberhalb davon am linken Enzufer. Sie erscheint als ein künstlich gerundeter Hügel, von der Größe eines großen Grabhügels. Ihre Herkunft und Bedeutung konnte noch nicht gedeutet werden.

Das Dorf Niederhofen ist eine Tochttersiedlung von Lomersheim aus dem Mittelalter. Die Ursache für ihre Gründung, die als Aussiedlung zu betrachten ist, mag am ehesten in der Enz und ihren vielen Hochwassern zu suchen sein. Die Frage, ob die bei Niederhofen gelegene Furt über die Enz, durch die auch der alte „Wallfahrtenweg“ von der Platte herunter geführt hat, bei der Gründung hereingespielt hat, muß offen bleiben.

Das Bestimmungswort Nieder spielt in der Siedlungsgeschichte und der Namensgebung eine beachtliche Rolle.

Es setzt immer einen Mutterort oberhalb, meist an einem vorbeifließenden Wasser voraus. Es liegt wohl überall der gleiche Siedlungsvorgang zugrunde wie bei dem abgegangenen Niederhofen bei Lomersheim, auf das nur noch der Flurname „Zwischendörfer“ hinweist.

Auch in Ohio sind sie für die Kunst!

Eine wahre, heitere Geschichte aus Amerika

Von Karl Götz

In der Stadt Columbus im Staate Ohio saßen die Sänger des schwäbischen Männerchors nach dem Singen wieder einmal noch lange beieinander. Das scheint in allen Gesangsvereinen auf der Welt so üblich zu sein. Ich saß neben Peter Weber aus dem Schwarzwald, dem über achtzigjährigen Ehrenpräsidenten des Männerchors. Er hatte schneeweiße Haare. Nach einer Weile sagte er: „Wir haben noch etwas Besonderes.“ Er stand auf, ging an einen hohen Schrank, machte die Tür langsam auf und kam dann mit einem eichenen Kästchen wieder, das er vor uns auf den Tisch stellte und feierlich öffnete. Auf einem samtenen Kissen lag ein Brief von Richard Wagner, einer von Hans von Bülow und zuunterst ein Theaterzettel von der Erstaufführung der „Walküre“.

Ich fragte: „Ja, Peter, wie kommt ihr hierzu?“ Da sah er mich knitz an und sagte: „Männle, des hab i no niemand g'sagt, des verzähl i dir au net.“

Peter, dachte ich da, es braucht noch ein Viertele, damit es dir die Zunge lüpft. Und das Viertele lüpfte ihm die Zunge.

Der Peter war daheim ein Schneidergeselle gewesen und kannte die Marie und hatte sie lieb. Sie hatte auch ihn lieb, und es war sehr schön. Der Peter aber kam zum Militär. Und da geschah es an einem Tag, daß er mit einer anderen spazieren ging. Ein mißgünstiger Kerl, an denen ja allorts kein Mangel ist, schrieb dies der Marie, und als der Peter heimkam, war sie fort aus dem Dorf. Da packte ihn die Wut, und er dachte an den alten Volksliedvers: „Wenn i di net krieg, gang i fort in Krieg.“ Da dazumal aber nirgends ein Krieg war, ging er nach Amerika, wo es ihm lange Jahre recht kümmerlich erging. Da er aber sparig und genügsam war, brachte er es doch mit der Zeit zu einem eigenen Geschäft, ja zu erheblichem Wohlstand.

Auf seine alten Tage kam es mit einemmal über ihn. Er dachte öfters an das Tal im Schwarzwald als je zuvor, und es fielen ihm Dinge wieder ein, von denen er gewiß meinte, daß er sie längst vergessen hätte. So sah er den Schuppen beim Haus wieder, worin die Schlitten übereinanderstanden, zwischen deren Kufen sie sich so gerne versteckt hatten. Er sah das Haus, dessen breites Dach alles unter sich barg: Stuben, Kammern und Küchen, den Stall und den Heuboden,

auf den die Zufuhr vom Berge her kam. Er sah den hölzernen Brunnentrog wieder, aus dem das Wasser durch eine Kerbe in eine Rinne klickerte. Er sah, wie der Weg in den feuchten Wiesengrund ging, wo die Sumpfdotterblumen Köpfe hatten so groß wie nirgends in der Gegend, und wie er dann am andern Hang wieder hinaufführte, an dem kleinen Waldstück vorbei, das wie eine putzige dunkle Kappe auf dem hellgrünen Hügel saß. Von dort sah man dann wieder Wiesen und schmale Wege zu den Höfen und, hingestreut an Lehnen oder auf die Höhen, die Waldstücke.

Es trieb ihn merkwürdig um; er hätte die Wiesen und die Höfe noch einmal sehen mögen und die Wolken, die dort am Himmel fuhren. Sein Geschäft hatte er seinem einzigen Sohn gegeben, und so entschloß er sich eines Tages, nochmals heimzufahren in den Schwarzwald. Seine Söhnerin, die er sich anders gewünscht hätte, denn sie war in vielem nicht nach seinem Sinn, sah schief an die Reise hin. Was dem alten Mann da in den Sinn kam! Sie rechnete zusammen, was das wohl kosten würde, und sie dachte, daß das ihr später abgehen müsse.

Aber der Peter Weber fuhr heim und wurde gleich am ersten Sonntag zu einer goldenen Hochzeit eines Schulkameraden geladen. So alt war man geworden! Es traf sich, daß bei dieser goldenen Hochzeit auch die Marie war, noch ledig. Er war seit Jahren verwitwet.

Mich stach der Fürwitz, und ich mußte fragen, wie das denn sei, wenn man sich nach so langer Zeit wieder treffe. „Frog net so domm“, sagte er, „schö ist's.“ Was sie denn alles geredet hätten? Was würden sie auch geredet haben? Von der alten Zeit, vom Wiesental und vom Sonntagabend. Die Marie von ihrem Dienst in der nahen Stadt, wo sie seit über zwanzig Jahren bei einer einzechten Dame war, und er von Amerika, wo es nicht, wie viele meinten, nur nach dem Dollar ginge. O nein, da wäre man auch für die Kunst, und sie hätten einen Gesangsverein, der auf vielen Festen gesungen und viele Preise errungen hätte. Jawohl, sie wären auch für die Kunst.

Der Peter fuhr dann damals wieder hinüber übers Meer, und die Marie ging wieder in ihren Dienst.

Dann kamen die bösen Jahre, in denen das Geld zerrann, ohne daß man es merkte und ohne daß man begriffen hätte, warum. Da sagte die Dame, bei der die Marie in Stellung war, eines Morgens zu ihr, daß sie ihr keinen Lohn mehr zahlen könne. Es reiche nicht einmal mehr für sie selber. Es wäre ein Elend, und sie müßte sich wohl nach einer anderen Stelle umtun. „Auf meine alten Tage? Das wär nochmals schöner. Dann verhungern wir miteinander“, sagte die Marie, und sie saß zum erstenmal mit ihrer Herrin eine lange Zeit am Tisch in dem alten Wohnzimmer und tröstete sie.

„Wenn ich wenigstens Briefe verkaufen könnte“, meinte diese. Sie war die Nichte eines Komponisten, und dieser war ein Freund Richard Wagners gewesen.

„Ach was“, meinte die Marie, „so was Dummes. Wer wird auch Briefe kaufen?“ – „Unsere Briefe, Marie, kauft freilich niemand. Aber denk, wir hätten einen Brief von einem Kaiser. Darum würden doch viele Leute Geld geben. Und ich habe Briefe von einem Mann, der so wichtig war wie ein Kaiser, von einem ganz Großen aus dem Reiche der Kunst, von Richard Wagner. Es müßte freilich, wer diese Briefe kaufen sollte, Geld haben und etwas von der Kunst verstehen.“

Die Marie ging wieder an ihre Arbeit. Während des Spülens ging es ihr immer noch durch den Kopf: Geld haben müßte so einer und etwas von der Kunst verstehen. Der Peter! In Amerika mußten die Leute ja sehr reich sein. Der Peter hatte noble Kleider angehabt, und von der Kunst hatte er ja auch geredet. So schrieb sie ihm.

War es nun beim Peter reine Kunstbegeisterung oder war es die Erinnerung an die alte Zeit, an das Wiesental, an den Waldrand und an die Marie, er kam in den Gesangverein und hielt eine Rede – die Männer konnten sich nicht entsinnen, ihn jemals so viel reden gehört zu haben – eine Rede über die Kunst im allgemeinen und über Richard Wagner im besonderen. Und ein solcher Brief, ja, da wären sie ja die einzigen in ganz Amerika, die so etwas besäßen! Die Begeisterung überkam sie alle, und sie brachten über hundert Dollar zusammen. Und weil es soviel Geld war, sandte die Frau nicht nur den Brief von Richard Wagner, um den es sich allein gehandelt hätte, sondern auch noch den Brief von Hans von Bülow und einen Theaterzettel von der Erstaufführung der „Walküre“.

Darüber freuten sich dann die Männer wieder, und sie sammelten noch einmal.

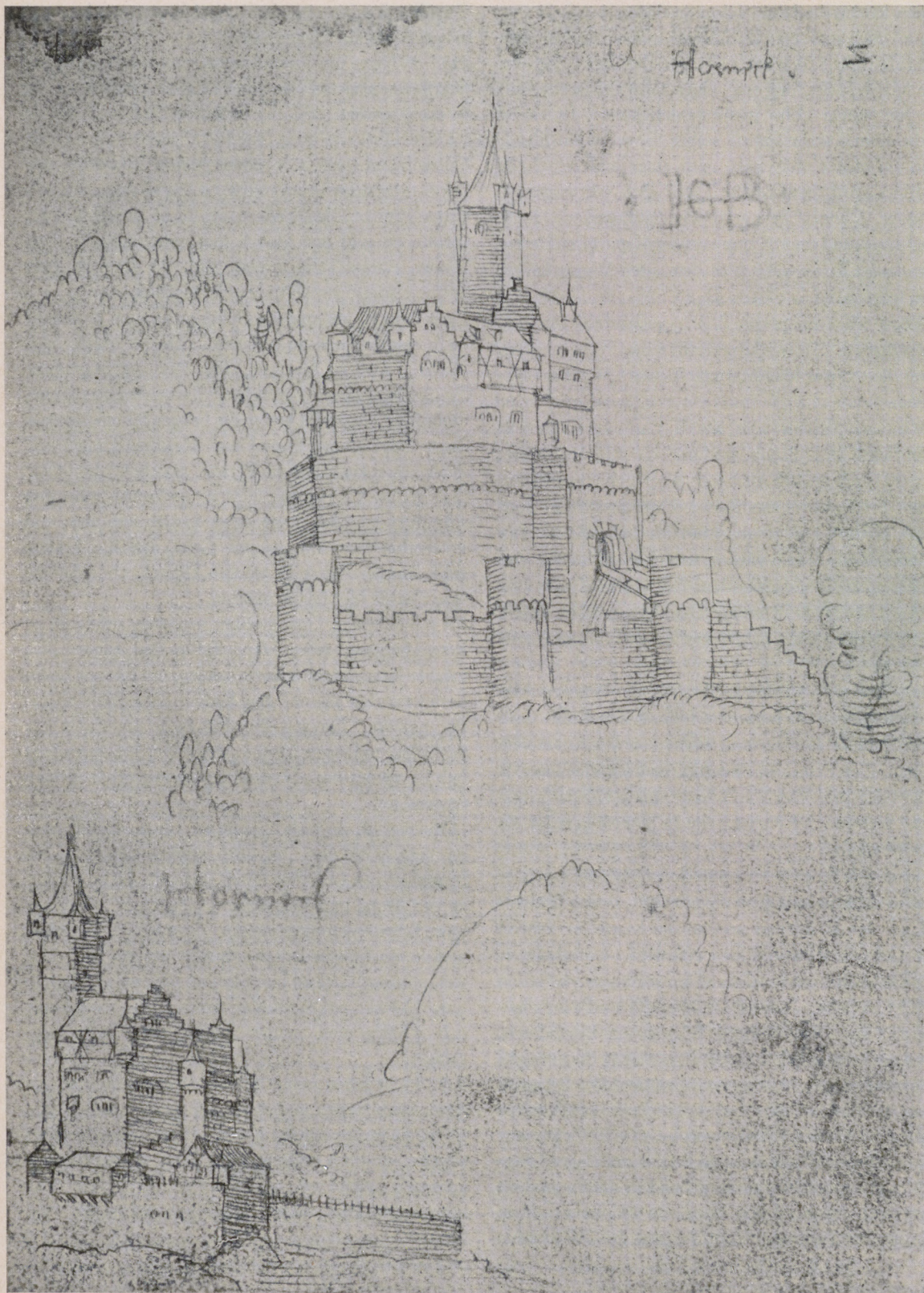
Und da lagen die Briefe nun vor mir mit der klaren Schrift der Meister. Der Peter legte sie sorglich wieder in das Kästchen, schloß es mit dem Schlüssel, den er an der Uhrkette trug, wieder ab, stellte es in den Schrank und setzte sich wieder zu uns. Ich spürte, daß seine Geschichte noch nicht zu Ende war, und ich fragte weiter. Das andere sei nicht mehr wichtig, meinte er, und erst als ich ihm versprach, die zwei Frauen einmal aufzusuchen, und wie ich nach ihrer Adresse fragte, erzählte er vollends alles.

Ewig konnte das bißchen Geld den Frauen ja damals nicht reichen, und so entschloß sich die Marie noch einmal schweren Herzens, dem Peter zu schreiben. Er überlegte dann bei sich und schrieb eines Tages einfach an die Stadt, in der die Frauen lebten, ob man ihnen nicht ein gefälliges Haus einrichten könnte und ihnen eine zuverlässige Person zugeben, damit sie ihre rechte Versorgung hätten, und man solle ihm schreiben, was das koste. Man schrieb ihm dies, und er sandte daraufhin so viel Geld, daß die Frauen ruhig hundert Jahre alt werden können, ohne daß sie eine Stunde Not leiden müßten.

Ich sah über den Tisch hinüber, wo einer aufstand, zu Peter hinging, seine Hand faßte und sagte: „Ich möchte jetzt meinen Hut aufsetzen, um ihn vor Ihnen herunterzutun bis auf den Boden, denn Sie sind ein Ehrenmann.“ Da sah ihn der Peter an, nahm ein Schlückle und sagte dann: „Aus reiner Nächstenliebe hab i's au net do.“ Und darauf sahen wir beide ihn fragend an.

„Das begreift ihr nicht“, sagte er, „dazu seid ihr noch zu jung.“ Als wir ihn aber plagten und nöteten, beugte er sich über den Tisch, hielt die Hand seitlich an den Mund und sagte leise: „Mei Jonga“, womit er seine Schwiegertochter meinte, „ist a Ripp“, was nicht gerade ein Lob bedeutet, „ond es hat me scho älla-weil g'ärgert, daß all mei Sach an die hiesoll. So hab i zwoi Mucka auf ein Schlag troffa. Dene zwoi Fraue isch g'holf, ond meiner Jonga han i was weg-zwackt.“

Beim Heimgehen nahm mich der Peter nochmals am Arm, blieb stehen und sagte, ich möchte mich, wenn ich hinkäme, umsehen, ob den Frauen gewiß nichts abgehe, und ich möchte ihm dann schreiben. „Es kommt“, meinte er, „auf hundert Dollar rom oder nom net a. I ka meiner Jonga gar net gnuag weg-zwacka!“



Deutschordensveste Horneck bei Gundelsheim von Hans Baldung Grien 1515
Aus Max Schefold, Alte Ansichten aus Württemberg (Verlag W. Kohlhammer 1956)

Der dörfliche Hausbaum

„Jedes Naturdenkmal ist ein Tor der Pietät, über dem sich Jahrhunderte wölben“. Es steht am Wege, wenn wir längst nicht mehr sind, und die Bäume rauschten über den Häuptern unserer Väter, als uns noch das Nichts bettete. Naturdenkmale sind Elemente des Beharrens. „Überhaupt: in der Ruhe mündet das große Gesetz des Lebens, nicht in der Hast und Unrast. Auch das stärkste Fortissimo der Novemberstürme, die in die Kronenharfen unserer Baumriesen greifen, mündet im großen Schweigen der Winterstille.“ Ruhe ist Lebenserfüllung, die uns flüchtigen Söhnen der Gegenwart aufgeht im Atemstrom des Ewigen. So ist jedes Naturdenkmal letzten Endes ein Abglanz der Größe und Allmacht des Schöpfers, eine Sinfonie des Lobes und Dankes.

Jedes Lebewesen steht so unter göttlichem Urbefehl, und der Hausbaum ist gleichsam dessen Symbol.

Dasselbe gilt vom Wald. „Ohne Wald keine Quelle, ohne Wasser kein Leben, ohne Baum kein Deutschland (sondern höchstens eine mitteleuropäische Wüste). Wald ist Heimat.“ (Wilhelm Koch). „Leser, wenn du Gemeinderat bist, dann Sorge dafür, daß wieder eine Linde oder ein Nußbaum im Dorf gepflanzt wird, dort zwischen Kirche und Friedhof, neben der Schule oder beim Rathaus.“ Ein Baum gehört in den Mittelpunkt des Dorfes, und wo die geschlossene Gasse oder Straße keinen Hausbaum gestattet, muß die Linde oder ein Nußbaum in der Dorfmitte gleichsam für ihn eintreten und ihn ersetzen.

Der Hausbaum steht im Kommen und Gehen der Geschlechter, ein Pol der Ruhe und des Beharrens. Einst gepflanzt von irgendeiner Hand, schreitet er, allem und allen zugetan, mit durch der Zeiten Glück und Sorge. Der zeitliche Atem des Hausbaumes geht dabei so langsam, daß ein Jahr für ihn ist wie für uns ein Tag. Seinen letzten Sinn empfängt der Hausbaum von der Gemeinschaft her, näherhin von der Hausgemeinschaft. Abermals ergibt sich: Menschenwerk und Natur brauchen keine Gegensätze zu sein, sondern können zu wundervoller Harmonie zusammenwachsen. Das weiß jeder, der schon eine Wittertanne neben dem First eines Bauernhauses auftragen sah, zwar verbeult vom Kampf mit den Mächten der Natur, und doch wie die verkörperte Treue zur Heimat. Je älter ein Hausbaum, desto mehr steht in seiner „Chronik“, desto mehr erscheint er als ein Stück der Urschrift Gottes im Antlitz der Heimat, als eine machtvolle, jahrhundertstarke Mahnung zur Treue gegenüber den Ahnen.

Der Hausbaum ist aber auch ein Symbol der Kräfte, die an Grund und Boden fesseln. Es sind in Worten nicht zu beschreibende Empfindungen beim Gedanken, daß dieser Baum schon den Frieden der Wiege hütete, als der Großvater oder Urgroßvater ein Kind war, daß er ihre Knabenjahre und ihre Mannesjahre sah. Er war und ist ein Trauzeuge ganz eigener Art am Tage der Hochzeit. Er sah und sieht, wie der Täufling zum Gotteshause, der

Sarg beim Tode eines Sippengliedes langsam aus dem Hause getragen werden. So übersieht der Hausbaum den Lebenslauf eines jeden Hausinsassen von der Wiege bis zum Grabe.

Der Hausbaum ist auch eine Ehrung der Heimat, deren Quell immerdar in uns rauscht. „Und alles, was da geruhig ist, was nach Frieden und Schönheit ringt, was Vergehen und Frühling zugleich, was des Lebens Unrast in uns schweigen heißt – Heimat ist es, Heimat, und der Hausbaum ist ihr Herold.“

Es ist bemerkenswert, daß der Hausbaum nicht an eine bestimmte Baumart gebunden ist. Am häufigsten ragt wohl eine Wittertanne beim Hause auf: ein Symbol zähen Ausharrens in Schicksals- und Sorgendruck erscheint sie, berannt, zerzaust vom Anprall der Stürme, denen sie aber zäh ihre bodenverwurzelten Kräfte entgegenstemmt, gerade so, wie es der Bauer macht, wenn ihm ein Unwetter dazwischen fuhr und ihn mehr oder weniger um den Ertrag seiner Mühen brachte.

Immer wieder stößt man auf eine Parallele, die sich zwischen dem Bauernschaffen und dem Hausbaum ziehen läßt. Da ist das knorrige, trotzig, zerschundene Schaubild der Haus- und Wittertanne – knorrig und wie durchfurcht ist auch das Gesicht eines kernhaften Bauern. Auch den Bauern schüttelt manchmal das Schicksal, und ihm antwortet der Tanne zorniges Rauschen, Ächzen, Stöhnen in urtümlicher Melodie, wenn etwa das „Muotesheer“ des Donnergottes über sie hinwegbraust. Als etwas Geheimnisvolles lauscht man am Fenster diesem „Bardengesang“ aus dem Reiche der Natur, so oft er ertönt . . .

Die Linde ist aus dem Dorf von einst gar nicht wegzudenken. Auch heute noch schmückt sie oft und oft den Dorfanger oder eine Mühle oder einen Bauernhof. Die Linde verkörpert die Kräfte des Gemüts wie kein anderer Baum. In ihrer Krone verklang und verklingt das Volkslied, so sehr dieses heute auch verdrängt wird von der Schallplatte und dem Radiogerät. „Die Linde hält jedem Sturme stand und antwortet jedem Windhauche mit ihrem zarten Blätterspiel. Die Linde ist ein Riese, aber ein solcher mit weich und gutgestimmtem Herzen“. Nicht jedes Bauernhaus erträgt eine Linde als Nachbarn. Wo immer aber der Raum es gestattet, möge sie schirmend und hütend Dienst tun dürfen zum besten aller, die im Bereich ihrer Krone durchs Leben schreiten.

Der Kastanienbaum wird in der Blütezeit zu einer Art Hausaltar, besteckt mit Hunderten von leuchtend weißen oder roten Kerzen weit hinauf und hinein in den blauen Himmel. An einem sonnenhellen Maimorgen ist der Anblick ein reiner Gruß der Freude. Im April zuvor blitzen ungezählte Knospen wie Sonnenfunken. Doch muß dem Kastanienbaum in Hausnähe als Träger dichten Schattens manchmal ein vorzeitiges Ende bereitet werden. Auch vermochte er nicht volkstümlich zu werden. Etwas Fremdes bleibt an ihm haften.

Was ist in diesen Familienchroniken und „Ahnenpässen“ aus dem Reiche der Baumwelt niedergelegt an schicksalhafter jeder bäuerlichen Sippe, geschöpft aus dem Quell-

grund des Lebens in Familie, Haus und Hof. Der Hausbaum hilft den Sinn bewahren für die Natur und das natürliche Leben. So tief wie seine Wurzeln gehen, soll unsere Liebe zur Heimat und Scholle in unserem Herzen verankert sein. Der Hausbaum ist ein Symbol aller guten, Haus und Hof schützenden Kräfte. Er ist die „ewige Wache“ am Lebenstore und am Schaffensraum einer Sippe. Des Hausbaumes himmelweisende Gebärde ist letzten Endes wie ein Einstehen für ein Gesetz, das gilt, mag übers Lebensschifflein kommen, was will, ein Einstehen für das von Beethoven in seiner Neunten Symphonie verewigte Schillerwort: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen“. *Anton Pfeffer*

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

Kapitel XXI. Volkstümliche Bildung und ihre Stoffe

Waren schon in den vorhergehenden Kapiteln immer wieder Verweise auf andere Teile des Wegweisers notwendig, so ist dieses Kapitel in besonderer Weise mit dem gesamten Fragenkreis verflochten. Ein Lied, eine Erzählung, eine Grabschrift, eine Redensart usw. – das alles können ja Bestandteile volkstümlicher Bildung sein; sie wurden jedoch ursprünglich nicht als solche aufgefaßt. Wilhelm Heinrich Riehl unterschied vor nunmehr hundert Jahren die Lebensformen des Naiv-Gesitteten einerseits und des Bewußt-Gebildeten andererseits. Die volkstümlichen Kulturgüter waren Ausdruck naiver Gesittung, nicht Ergebnis bewußter Bildung; sie standen auch nicht im Dienst der bewußten Erziehung. Erst heute werden sie immer stärker als Bildungsgüter aufgefaßt; man denke nur an die ausgesprochene *Pflege* etwa des Volkslieds und des Volkstanzes. Eine erste wichtige Frage in diesem Zusammenhang ist, wo die volkstümlichen Kulturgüter – einschließlich aller Bräuche – noch selbstverständlich, als Teile einer ungebrochenen Überlieferung verwirklicht, wo und in welchem Maße sie andererseits als Bestandteile der angestrebten Volksbildung gepflegt und aufgefaßt werden. Diese Frage stellt uns mitten hinein in die Wandlung des volkstümlichen Lebens in der Gegenwart.

Ein weiteres Beispiel soll den Sachverhalt verdeutlichen. Die örtliche Sitte kennt Formen etwa des Hochzeitsfestes, der Tischordnung usw., die zwar nicht völlig unwandelbar, wohl aber verhältnismäßig fest gefügt und verbindlich waren oder sind. Heute läßt sich hier ein stärkeres Eindringen des gesellschaftlichen Stils beobachten, und zwar oft durch die Vermittlung von Handbüchern aller Art (Knigge, Bücher zur „Festgestaltung“, Spiel- und Unterhaltungsbücher usw.). Diese Bücher treten verständlicherweise häufiger, aber nicht ausschließlich

bei Arbeitern, bei Bewohnern der Stadt usw. auf, wie uns überhaupt die Fragen dieses Kapitels eine gute Möglichkeit geben, auch die sonst oft vernachlässigten sozialen Gruppen der nicht-bäuerlichen Menschen in unsere Untersuchungen einzubeziehen. Unser Beispiel zeigt außerdem, wo wir Bildungsstoffe in spezifischem Sinn zu suchen haben: in erster Linie im *Lesestoff* des „Volkes“.

Welche Bücher werden gelesen? Romane (welcher Art?), Gedichte, Reiseschilderungen, geschichtlich orientierte Bücher? Welche Rolle spielen Lexika und enzyklopädische Werke, welche Bedeutung haben Fachbücher? Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Fachbüchern des eigenen Berufs, die nur im Zusammenhang mit der Berufsbildung stehen, und Fachbüchern ganz anderer Berufe oder Büchern belehrenden Inhalts aus berufsfremden Sachgebieten. Entsprechende statistische Erhebungen sind nur schwer möglich; doch könnte etwa in Volksbüchereien die Verteilung der Bücher auf einzelne Bevölkerungsgruppen genau verfolgt werden. Dabei müßten Alter, Konfession, Beruf und Geschlecht unterschieden werden; eine Aufteilung, die ohne lästige Fragebogen etwa der Lehrer eines kleineren Dorfes leisten kann. Zu solchen Erhebungen müssen Einzelbeobachtungen treten. Wie werden die Bücher beurteilt? Welche Rolle spielt der Lesering (Buch-Abonnement)? Werden die durch den Lesering gelieferten – äußerlich meist sehr schön gebundenen – Bücher immer gelesen? Wie werden die Bücher behandelt? Wie steht man zu Taschenausgaben? Welche Rolle spielt überhaupt das Format und die Dicke eines Buchs? Wann wird gelesen? Wie wird der Leser beurteilt; gilt er als gebildet, oder nur als eingebildet? Wie steht er selbst zu den Nicht-Lesern, die es ja immer noch gibt?

In diesem Zusammenhang ist auch auf die Haltung zur *Schule* zu achten. Inwieweit arbeitet die Schule – der Lehrer – auf die Erwachsenenbildung hin und daran mit? Wie urteilen die Leute über die Notwendigkeit (oder Überflüssigkeit) der Schulausbildung? Wie stehen sie zum Lehrer? Man kennt von früher her die Auffassung, nach der ein körperlich schlecht entwickelter Bauernbub „Schneider oder Pfarrer oder auch Lehrer“ werden sollte – wie steht man heute zur Berufseignung und zu den geistigen Berufen im besonderen? Wie steht man zu den Landwirtschaftsschulen und Fortbildungsschulen aller Art?

Das Buch stellt freilich keineswegs den einzigen Lesestoff dar. Als Zwischenform muß der Reihenroman (auch der Fortsetzungsroman der Zeitschriften und Tageszeitungen) genannt werden, dann Magazine und *Zeitschriften*. Auch hier sind sowohl Gesamtübersichten als Einzelbeobachtungen nötig. Welche Zeitschriften werden gelesen; aus welchen Gründen? Welche Themen werden bevorzugt? Welche Rolle spielt dabei das *Bild*? Als Wandschmuck werden im allgemeinen nur einige wenige, verhältnismäßig beständige Bildergruppen bevorzugt (z. B. im bürgerlichen Haushalt der Zwanziger-

jahre van Cogh, dann Uta von Naumburg und der Bamberger Reiter, heute vielfach die blauen Pferde u. ä.). In den Zeitschriften wechseln zwar die Bilder, nicht aber die Typen. Die ungeheure Verbreitung der Bildzeiten ist wohl darauf zurückzuführen, daß sie Aktualität und Bildwirkung sensationslüstern verbinden. Auch an die „comic strips“, die Bilderreihen amerikanischer Herkunft, ist hier zu denken, wie überhaupt der Einfluß a u s l ä n d i s c h e r Buch- und Zeitschriftenliteratur immer mehr zu beachten ist. In diesem Zusammenhang ist auch nach Verbreitung und Bewertung fremdsprachlicher Kenntnisse zu fragen. – Welche Rolle spielt die Tageszeitung? Welche Teile werden tatsächlich gelesen, was sieht man als überflüssig an? Wie bewertet man die Zeitung, hält man Gedrucktes immer für wahr?

Grundsätzlich ist nicht nur nach den äußeren Daten der Verbreitung usw. zu fragen, sondern immer auch nach dem inneren Gewicht. So wird man ohne Rücksicht auf alle Auflageziffern sagen dürfen, daß keine der gegenwärtigen Zeitschriften an die Bedeutung heranreicht, welche die „Gartenlaube“ im bürgerlichen Haus fast ein Jahrhundert lang gehabt hat.

Mit dieser Feststellung haben wir die Vergangenheit einbezogen, und in der Tat erfordert dieses Kapitel, will man es umfassend behandeln, historische Vertiefung. Auf den Lesestoff früherer Zeiten finden wir in den Inventuren und Teilungen wichtige Hinweise; in ihnen ist ja der gesamte Nachlaß eines Verstorbenen aufgeführt, also auch seine Bücher. Vereinzelt Untersuchungen haben ergeben, daß noch bis zu der Zeit vor 200 Jahren im bäuerlichen und weithin auch im bürgerlichen Haushalt das religiöse Erbauungsbuch (im protestantischen Haus neben der Bibel) fast den einzigen Lesestoff darstellte; allerdings darf angenommen werden, daß die mündliche Überlieferung damals noch sehr viel reicher war. Erst allmählich tauchen Reisebeschreibungen, Pflanzenbeschreibungen u. ä., auch historische Erzählungen auf; dann auch die „Volksromane“ teils moralischen, teils sensationell-schaurigen Gepräges, wie sie im 19. Jahrhundert vor allem von Reutlingen aus verbreitet wurden.

Die Erwähnung in den Inventur- und Teilungsakten ermöglicht wiederum nur einen allgemeinen Überblick, sagt jedoch schon darüber nichts aus, ob die vorhandenen Bücher auch gelesen wurden, von wem sie gelesen wurden, und bei welchen Gelegenheiten. Eine zweite Quellengruppe ist deshalb heranzuziehen: p e r s ö n l i c h e r e Ä u ß e r u n g e n, wie sie uns in – allerdings seltenen – Briefen begegnen, Poesiealben und Stammbücher, auch ausführliche autobiographische Schriften, die ja auch von Leuten aus dem Volk vorhanden sind (Augustin Faust aus Künzelsau, Uli Bräker usw.). Auch die Visitationsakten und Sittenberichte der Geistlichkeit können hier herangezogen werden.

Die Bemühung um den Lesestoff der Vergangenheit wird zeigen, daß nicht nur die Bildungsmittel wechseln, sondern daß sich auch die Vorstellung von dem, was Bil-

dung ist, wandelt. Ja es zeigt sich, daß das Problem und der Begriff der Bildung im heutigen Sinn sich überhaupt erst im 18. Jahrhundert verbreitet, dann aber immer häufiger aufgegriffen wird. So lassen sich unsere Fragen denn auch keineswegs auf den Lesestoff eingrenzen, obschon dieser vielleicht am leichtesten faßbar ist. Die weitverbreitete, von verschiedenen Institutionen getragene Einrichtung des „V o l k s b i l d u n g s - w e r k s“ z. B. kennt neben dem Buch und der Druckschrift noch andere Bildungsmittel, die jedoch auch außerhalb dieser Organisationsform anzutreffen sind. Dazu gehören in erster Linie V o r t r ä g e (welcher Art? wer besucht sie? was spricht an?), aber auch A u s s t e l l u n g e n, Filme, Reisen.

Dies sind Erscheinungen, die zwischen U n t e r h a l t u n g und Bildung stehen, wobei eines das andere keineswegs ausschließt. Auch das Theater und jegliche Art künstlerischer Darbietung ist hierher zu rechnen; Mitteilungen über den organisierten Besuch größerer Theater, die Gastspiele von „Bauerntheatern“ und eigene Aufführungen aller Art sind wichtig. Als besonders wesentlich ist in diesem Zusammenhang auch der R u n d f u n k und das F e r n s e h e n zu nennen. Schon die Feststellung, wo die ersten Fernsehgeräte aufgestellt wurden, ob am Empfang der Sendungen auch Nachbarn beteiligt sind usw., kann wichtige Aufschlüsse bringen. Im übrigen können die Fragen, die bei der Betrachtung des Lesestoffes gestellt wurden, ohne weiteres übertragen werden. Auch hier sind die äußeren Daten (also etwa: Welche Filme sieht man sich an? Welche Sendungen hört man? Reiseziele? Gesellschaftsreisen? Urlaubstätigkeit?) eine wichtige Grundlage, auch hier sollten sie aber ergänzt werden durch Einzelbeobachtungen (Beurteilung von Filmen; Verhalten in Theater und Kino, bei Radiosendungen, im fremden Land; Einstellung zu bestimmten Verkehrsmitteln usw.). Interessant ist festzustellen, was ausdrücklich der Bildung und was der Unterhaltung zugerechnet wird, wie überhaupt immer zu fragen sein wird, worin ein Bildungsmittel gesehen wird. Gelegentlich läßt sich zeigen, daß die Einstellung zur Kunst einerseits und zur Wissenschaft andererseits durchaus verschieden ist; so kann es etwa sein, daß zwar wissenschaftlich ausgerichtete Ausstellungen ansprechen, künstlerische dagegen keinen Widerhall finden.

Nicht immer lassen sich die B i l d u n g s m i t t e l aufzählen; es gibt Bereiche, in denen die Bildung nicht durch Bücher oder andere darstellende Formen vermittelt wird, sondern in der direkten Begegnung und Auseinandersetzung. Hierzu gehört zum Beispiel das weite Feld der T e c h n i k, in dem sich nur wenige durch theoretische Studien, viele aber in praktischer Erfahrung bilden. Man wird in einer Zeit, in der die Technik auch die Kultur aufs stärkste beeinflußt, auch dies als einen Teil der Bildung verstehen müssen, ebenso etwa den S p o r t in all seinen Sonderformen. Die Fragestellungen können nur angedeutet werden: Teilnahme, Regeln sportlichen Verhaltens, Einschätzung, theoretisches Wissen?

Zu den Gebieten, in denen sich zwar die Bildungsmittel nicht leicht sondern und darstellen lassen, der Bildungsstand dagegen verhältnismäßig leicht abzulesen ist, gehört auch die Politik. Hierbei ist zu fragen, ob politische Bildung als wesentlich und erstrebenswert betrachtet wird, wer sich politisch betätigt, wie er beurteilt wird. Woher übernimmt man politische Anschauungen (Zeitung, Geistlichkeit, Lehrer, Berufspolitiker, Friseur, Handelsvertreter)? Wer äußert selbständige Meinungen? Gerade auch auf diesem Gebiet ist nüchterne Beobachtung nötig. Im Zusammenhang mit der politischen Bildung soll noch hingewiesen werden auf die rednerische Bildung (wird sie in Lehrgängen gesucht?) und die Bildung fürs Gespräch. Die Fähigkeit zum gehaltvollen Gespräch könnte vielleicht als entscheidendes Merkmal der Bildung aufgefaßt werden; doch ist zu bedenken, daß die Volksbildung mit anderen Maßstäben beurteilt werden muß. Immerhin wird man auch diese Fähigkeit zum Gespräch verfolgen müssen, und man wird hier auch im Volk auf sehr gebildete Menschen treffen – kennt man doch sogar äußerst eindrucksvolle schriftliche Äußerungen einfacher Menschen (Feldpostbriefe!).

Bildung ist stets Weg und Eigenschaft eines Einzelnen. Aber es soll doch nicht übersehen werden, wie immer auch überindividuelle, soziale Momente die Bildung mitbestimmen, nicht nur durch Bereitstellen der Bildungsmittel, sondern auch durch Festsetzung bestimmter Normen und Beurteilung dessen, was zur Bildung gehört. Einst war dies in noch viel stärkerem Maß der Fall (man denke an den Einfluß der Kirchen, aber auch der Zünfte usw.); auch heute ist diese soziale Komponente keineswegs auf die Institutionen beschränkt, die sich die Volksbildung ausdrücklich zum Ziel gesetzt haben. Hier spielen vielmehr auch die Vereine und Vereinigungen aller Art eine Rolle – bezeichnenderweise befanden sich unter den ersten Vereinen die sog. „Bildungsvereine“ –, aber auch nicht eigens organisierte Gruppen wie etwa der Kreis der Arbeitskameraden (Austausch von Büchern!) und der Altersgenossen (Schriftentausch unter Kindern), oder auch nur eine Reisegesellschaft. Auch auf diese sozialen Zusammenhänge ist zu achten.

Rückhaltebecken

Die Kälte im Februar dieses Jahres mit Temperaturen von minus 20 bis 30 Grad Celsius brachte den Boden bis zu Tiefen von 150 Zentimetern zum Gefrieren. Als dann Anfang März eine plötzliche Schneeschmelze mit Regen eintrat, konnte das Schmelzwasser nirgends versickern, auch nicht in verkarsteten Kalkgebirgen wie etwa auf der Schwäbischen Alb oder im Muschelkalk. So kam es trotz der nicht allzu großen Schneemengen am 3. März zu Katastrophenhochwässern von seltener Furchtbarkeit. Ein rechter Nebenfluß des Neckars, die Fils, die bei Plochingen in den Neckar mündet, verursachte trotz der mit

Millionenkosten durchgeführten Korrektur Schädern von mehreren Millionen. Die Sachverständigen des Regierungspräsidiums von Nordwürttemberg stellten fest: dies sei die Quittung dafür, daß man in den letzten zwanzig Jahren zwar den Lauf der Fils weitgehend verbessert aber nie den Fluß als ganzes ins Auge gefaßt habe. Man habe nur an den raschen Abfluß des Wassers gedacht. Auf diese Fehler haben die Vertreter des Natur- und Landschaftsschutzes schon immer hingewiesen (vgl. Kosmos 1928, Seite 330). Der moderne Wasserbau wendet sich nun gegen die Erhöhung der Dämme, schon weil dann das Grundwasser außerhalb auch in den Kellern ansteigen werde. Die Kosten würden mehrere hundert Millionen Mark betragen. Vielmehr wird vorgeschlagen, im Oberlauf und in den Seitentälern Talsperren und Rückhaltebecken anzulegen, um das Wasser aufzufangen und dann langsam zum Abfluß zu bringen. Nur so könne man wirklich wirkungsvoll abhelfen und mit wesentlich geringeren Kosten. Es ist erfreulich, daß solche Erkenntnisse sich jetzt durchzusetzen scheinen. Man darf aber auch darauf noch hinweisen, daß man alle Hilfsmittel, welche die Natur selber bietet, wie Wald, Wiese, Moore, Ufervegetation u. a., die bei sommerlichen Hochwässern wirksam werden, mehr ins Auge fassen, erhalten oder neu einsetzen sollte.

Schwenkel

Schutz dem Schutzwürdigen

Es gibt eine Organisation, die in der ganzen Schweiz ein Auge hat auf die Erhaltung schöner Dorfbilder, auf die Pflege wertvoller alter Bauten, seien es Schlösser, Rathäuser oder Kirchen, sei es aber auch, um Verunstaltungen durch unpassende Neubauten zu verhindern. Das ist der Schweizer Heimatschutz. Er nimmt den gewünschten Einfluß durch seine Bauberatungsstelle, das ist Architekt Max Kopp in Zürich, der mit allen Bevölkerungsschichten ausgezeichnet zu verkehren versteht. Große Firmen, die einen Umbau vorhaben, wenden sich an ihn, wenn sie einen Rat benötigen, auch Gemeindebehörden rufen ihn oft zu Hilfe, wenn sie einen Fachmann suchen, der über den lokalen Meinungsverschiedenheiten steht und doch weiß, was dem einzelnen not tut.

Im übrigen erzählt die Jahresrechnung des Schweizerischen Heimatschutzes von zahlreichen Beiträgen (aus dem Talergeld) an schützenswerte Objekte, sei es der Dorfbrunnen von Ernen im Oberwallis, sei es der Landsgemeindeplatz Hundwil, die Hammerschmiede im solothurnischen Beinwil, seien es Beiträge an die Renovation schöner alter Kirchen, die in den Händen von finanzschwachen Gemeinden sind, oder auch Beiträge an die Renovationskosten schmucker Bauernhäuser.

All diese schönen Dinge erfreuen das Auge des Wanders. Er sollte den Männern und Frauen des Heimatschutzes dafür dankbar sein, daß sie so tapfer und uneigennützig für die Schönheit der Heimat einstehen.

Aus der Schweizer Sport-Zeitschrift „Tip“ Nr. 26, 1926

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Jahreshauptversammlung 1956

Wenn der Schwäbische Heimatbund und der Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine ihre diesjährigen Jahreshauptversammlungen in der alten Frankenstadt Schwäbisch Hall abhielten, so geschah dies zunächst auf die Einladung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, sodann aus Anlaß des achthundertjährigen Stadtjubiläums, nicht zuletzt aber auf Grund der alten guten Beziehungen, welche sowohl den Bund als den Verband mit allem verknüpfen, was im nördlichen Teil Württembergs auf den Gebieten der Heimatkunde und Heimatpflege geschah und geschieht. Als schöner Ausdruck dieser Beziehungen darf es verstanden werden, daß das Doppelheft 3/4 der Vereinszeitschrift „Schwäbische Heimat“ vom Schwäbischen Heimatbund zu Ehren der Stadt Schwäbisch Hall herausgegeben worden war und auch als Festschrift der Stadt Schwäbisch Hall Verwendung gefunden hat, wie umgekehrt die Stadt Schwäbisch Hall den Tagungsteilnehmern mit einer wertvollen Festgabe aufwartete, einer Mappe mit verschiedenen Schriften, darunter dem Stadtführer von Dr.-Ing. Eduard Krüger; ferner hatte Stadtarchivar Wilhelm Hommel als Gabe seine Arbeit „Straßen- und Flurnamen als Quelle für den Nachweis verllorener St.-Martins-Patrozinien in Schwäbisch Hall, Ilshofen, Öhringen und Tübingen“ zur Verfügung gestellt.

Nach den begrüßenden Worten von Präsident i. R. Dr. Neuschler ergriff Ministerialrat Dr. Heubach das Wort und überbrachte die Grüße und Wünsche des Ministerpräsidenten und des Regierungspräsidenten Dr. Schöneck, wobei er die Versammelten des regen Anteils versicherte, den die Landesregierung und das Regierungspräsidium an dem erfolgreichen Wirken beider Vereinigungen nehmen und die wertvolle staatspolitische Bedeutung ihrer Arbeit betonte. Besonders zu schätzen sei es, daß der Schwäbische Heimatbund ein wachsamer Hüter und eifriger Mahner auf dem Gebiet der Heimatpflege (Naturschutz, Landschaftspflege, Volkstumspflege, Kunst und Baugestaltung) sei. Er dankte beiden Vereinigungen für ihre stille Arbeit zum Wohl der Öffentlichkeit. Nach weiteren freundlichen Worten der Begrüßung durch den Vorsitzenden des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Dr. Dürr, ergriff Dr. G. Wunder das Wort zu seinem Referat „Die Haller Siederschaft als Abstammungsgemeinschaft“, er führte etwa folgendes aus:

Prof. H. Rothert erzählt aus seiner Referendarzeit in Werl, wie mehrere Nachkommen von Erbsälzern 1898 in seinem Dabeisein in die Sälzersgenossenschaft aufgenommen wurden, wobei gewisse Bräuche in Erscheinung traten, welche zu einem Vergleich mit entsprechenden Sitten anderer Sälzers- und Siedersgenossenschaften auffordern. Vielfach, so betonte der Vortragende, werden diese Sitten und Bräuche heute zu begrenzt betrachtet; hier sei überörtliche Forschung nötig.

Wie in Werl, so seien auch in Hall die Sieder hineingeboren in ihren besonderen Stand, der in Werl sogar seit 1710 mit dem Erbadel verbunden war. Ein Unterschied bestehe jedoch darin, daß die Vererbung in Werl nur im Mannesstamm erfolgte, in Hall im Bereich der gesamten Nachkommenschaft. In Werl und Hall mußten die Sieder ehelich geboren, ortsansässig sein und den Glauben der Gemeinschaft teilen.

Die Frage danach, wann die Sieder in Eigentumsrechte einrückten, läßt sich in Hall dahin beantworten, daß dies seit dem 14. Jahrhundert geschah. Sogar die sechs Gnadentaler Pfannen und die des Haller Adels gehen dabei in bürgerlichen Besitz über; die Klöster erhalten, als Entschädigung, eine gleichbleibende Abgabe. Es handelt sich also um ein ausgesprochenes Unternehmertum mit Eigenbesitz, unbeschadet des vorhandenen Obereigentums. Es kann in diesem Zusammenhang sowohl das Obereigentum der Lehnsherren als auch das Privateigentum der freieigenen Sieder übergegangen werden. Die Vererbung innerhalb der siedensberechtigten Familien ist seltsam. Anfangs entscheidet das Los über den Genuß eines jährlichen Siedens, wobei solche jährlichen Siedensanteile durch Heirat zusammenkommen, durch Wegzug zerstreut werden können. Hierbei konnte es u. U. lange Zeit dauern, bis ein Berechtigter in seinen Jahresanteil eintrat. Seit dem 17. Jahrhundert wird deshalb innerhalb der Erbengruppen dividiert, d. h. es kommt zu einer Bruchteilung in jedem einzelnen Jahr. Beide Systeme haben sich eine Zeitlang überkreuzt. 1804 kauft der König von Württemberg der Siederschaft die Saline gegen Leistung einer Rente ab. Da man wenige Jahre später dazu übergeht – übrigens nicht in Schwäbisch Hall – das Salz nicht mehr aus der Sole zu gewinnen, also zu siedern, sondern die Steinsalzlager selbst abzubauen, hat dieser Ankauf dem Staat Württemberg keinen

Vorteil verschafft. 1827 kommt es zu einem endgültigen Vertrag, wobei der Staat eine vom Betrieb der Saline unabhängige Garantie für die Abfindungsanteile leistet. Es wird weiterhin genau über die Anteile Buch geführt. Die Jahressieder, die früher für eine bestimmte Erbgruppe sotten, erhalten dabei eine besondere Entschädigung. Es muß betont werden, daß in diesem Sinne siedensberechtigt nicht alle Siedersnachkommen von Anfang an sind, sondern nur die Nachkommen der 1827 abgefundenen 193 Siedersfamilien. Nur diese sind auch am Siederstanz beteiligt. Wenn wir diese Familien auf die Generation um 1500 zurückverfolgen, so ergeben sich rund 40 Stämme. Damals muß sich das Einrücken in das „fließend Erb“ herangebildet haben. Der Vortragende verweist auf die aufgestellte Stammtafel des Hans Wezel (gest. 1530). Wir können die meisten dieser Stammväter der hällischen Sieder als Berufssieder mit 1000 bis 4000 Gulden Vermögen bezeichnen. Dies war nicht ohne soziale Folgen. 1512 erhalten die Sieder ein Übergewicht im Rat. Die treibenden Kräfte bei den bekannten Haller Zwietrachten und in der Reformation sind Sieder (Wezel, Müller, Vogelmann). Einige dieser Stammsiedersfamilien lassen sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen (1363 Hermann Stattmann, 1368 Heinrich Siefferlin, später Seifferheld, 1369 Walter Buhl). Einer anderen Eigentümlichkeit muß noch gedacht werden. Der Spitzname der Haller ist „Dovelich“. Er rührt von dem Eigennamen David her, der 1545 erstmals in den Steuerlisten vorkommt. Die beiden ersten nachweisbaren Sieder namens David werden um 1525 geboren, einer davon als Sohn des H. Wezel, des Freundes von Brenz. Die Vorliebe der Sieder für den Namen David scheint auf die Stelle im Alten Testament zurückzugehen, in der berichtet wird, daß David die Edomiter im Salztal schlug, wobei das Salztal mit Hall und die Edomiter vielleicht mit den Bauern gleichzusetzen sind; letzteres deshalb, weil Hall stolz darauf war, als einzige unter den kleineren Reichstädten die Bauern abgewehrt zu haben. So wird die Haller Siederschaft zum Kern und Herzstück hällischen Geschichtslebens, nicht nur in materieller, sondern auch in ideeller Hinsicht. Erinnert wurde in diesem Zusammenhang an den Tanz des Siedershofes an Pfingstsonntag, den Zug zu den fließenden Brunnen der Stadt am Pfingstmontag. Die Frage danach, ob bei den hällischen Siedersbräuchen vorchristliche Sitten zu Grunde liegen, kann kaum beantwortet werden. Nur als Andeutung wäre zu bemerken, daß der von Hommel angenommene Zusammenhang zwischen der keltischen und der mittelalterlichen Salzquelle bestätigt zu werden scheint. Wenn während des Jubiläums die grün-weiß gestreiften Fahnen Häuser hällischer Siedersfamilien bezeichnen, so ist dies also von einer tiefen Bedeutung.

Dr. H. Scheerer sprach an Hand von Lichtbildern von erlesener Schönheit über „Charakterzüge der Flora des hällischen Landes“: Die geologisch-orographischen Verhältnisse entsprechen in der Haller Muschelkalk-Ebene und auf den sie umgebenden Keuperhöhen dem üblichen

Bild des Keuperstufenrandes, bzw. der Gäuflächen. Die Muschelkalk-Flora des Kochertals und seiner Nebentäler, die Flora der Lettenkeuper-Ackerbaulandschaft, die Bergwiesen und Wälder des Stufenrandes selbst, die Wälder der sonstigen Hochflächen des Mainhardter Waldes sowie der Limpurger und Waldenburger Berge lassen sich auf engem Raum in relativer Ursprünglichkeit studieren. Ihre Mannigfaltigkeit ist auffallend. Nur einige typische Ausschnitte konnten gezeigt werden. Besonders reich sind die Klebwälder des Kochertals mit ihren charakteristischen Arten Scilla, Lerchensporn, stinkender Nießwurz, Bärenlauch, Aronstab, gelbe Anemone; auch das Leberblümchen findet sich hier massenhaft. An den heißen Südhängen bildet der schöne blaue Steinsame oft große Bestände, begleitet von weiteren Arten des Steppenheidewaldes. An den sonnigen exponierten Stellen dieser Wälder finden sich Purpur-Orchis, grünliche Kuckucksblume, Türkenbund und Akelei. An ehemaligen Weinberghängen ist die wilde Tulpe zu Hause. Auf Schafweiden findet sich an sonnigen Plätzen die Kuhschelle. Die bedeutendste floristische Kostbarkeit enthalten die Kocherwiesen unterhalb von Untermünkheim, nämlich die herrliche Schachblume. Bergwiesen und Bergweiden der Keuperstufe zeichnen sich durch starken Blumenreichtum aus: Manns-Orchis, Brand-Orchis, Karthäuser Nelke, Akelei u. a. auf den Wiesen; Berglungenkraut, Bergflockenblume, schwarze Platterbse, pfirsichblättrige Glockenblume, wiederum Türkenbund, Akelei, Leberblümchen u. a. in den Wäldern. Eine Besonderheit der Schluchtwälder in den Limpurger Bergen ist der eisenhutblättrige Hahnenfuß. Die Schafweiden der Keuperstufe sind durch drei Enzianarten ausgezeichnet: Frühlingsenzian, Deutscher Enzian und Franzenenzian. Die infolge Korrektion von Jahr zu Jahr weniger werdenden Bäche haben in ihrer Begleitung u. a. Trollblume und den äußerst gefährdeten Märzenbecher. Düngung, Drainage und Korrektion sind für den Botaniker und Landschaftsfreund die schlimmsten Eingriffe, werden doch gerade die schönsten Pflanzenarten durch diese Maßnahmen ausgemerzt.

Die Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung wurde vom Vereinsleiter, Präsident i. R. Dr. Neuschler, unter Hinweis auf die satzungsgemäße rechtzeitige Anzeige im Staatsanzeiger vom 30. Mai 1956 eröffnet. Die Tagungsordnung umfaßte folgende Punkte: Tätigkeitsbericht des Vereinsleiters, Kassenbericht des Schatzmeisters und Bericht des Kassenprüfers, Satzungsänderung und Wahlen. Da der Tätigkeitsbericht wertvolle Ausführungen über die Satzung enthielt, sei er zum Teil im Wortlaut wiedergegeben:

„Der Zweck des Bundes, der in § 2 der Satzung eine sehr eingehende, in der Hauptsache von Herrn Prof. Dr. Schwenkel herrührende Formulierung gefunden hat, ist in diesen sieben Jahren der gleiche geblieben, so daß kein Anlaß zur Änderung der Satzung besteht. Es darf höchstens gesagt werden, daß gegenüber der Natur, der

Landschaft und den in ihr vorhandenen Kulturwerten etwas anderes als Gegenstand unserer Arbeit noch mehr in den Vordergrund gerückt ist. Heimat ist ja die körperliche und geistige Umwelt, in der sich ein Mensch geborgen fühlt, so daß er auch in schweren, unsicheren Zeiten mit innerer Sicherheit auf beiden Füßen stehen kann. Wir kämpfen gegen die Gefahr, daß der Bewohner einer so schönen und reichen Heimat wie der unseren in der Heimat innerlich heimatlos, haltlos werde. Es wird ja ausgesprochen, daß ein Angstzustand kennzeichnend für den modernen Menschen sei. Unsere Arbeit gilt also heutzutage vorzugsweise dem von Entgeistigung und Entseelung bedrohten heutigen Menschen. – Es spricht nicht gegen die in § 2 unserer Satzung enthaltenen Zielsetzungen, wenn wir bekennen müssen, daß wir manchem Ziel in diesen sieben Jahren kaum näher gekommen sind. Zwei Beispiele: Nach der Satzung ist es uns ein Anliegen, daß unsere Heimat den Heimatvertriebenen zur Heimat werden soll. Wir können in dieser Beziehung trotz redlicher Bemühung noch keine greifbaren Erfolge aufweisen; aber vielleicht wird einmal eine Arbeitsgemeinschaft zur kulturellen Betreuung der Heimatvertriebenen zustande kommen. Immerhin entwickelt die seit Jahren bestehende Arbeitsgemeinschaft heimatvertriebener Volkskundler, von unserem Herrn Dr. Schmidt-Ebhausen in enger Fühlung mit Prof. Dölker, also mit der Landesstelle für Volkskunde, arbeitend, eine eifrige Tätigkeit. – Ferner: nach der Satzung ist der Bund bemüht, „für die Entwicklung von Handwerk und Industrie zum Zweck der Veredelung der Gebrauchsgegenstände und Wohnungseinrichtungen einzutreten“. Seit dem allzu frühen Tod unseres unvergeßlichen Vorstandsmitgliedes, Dr. Gretsch, von dem wir hierfür Großes erhofft hatten, ist uns leider eine Wirksamkeit auf diesem Gebiete nicht möglich geworden.

Noch ein Wort zu den Organen des Bundes! An die Stelle des einköpfigen Vorstandes – der letzte war Graf Degenfeld – hat die Satzung von 1949 einen kollegialen Vorstand gesetzt, dessen Mitglieder teils unmittelbar durch die Satzung bestimmt sind, teils vom Vorstand durch Zuwahl berufen werden. Es darf wohl gesagt werden, daß sich diese Regelung bewährt hat; sie hat, obgleich der Vorstand nur monatlich einmal zusammentritt, nicht zu einer Hemmung des Geschäftsganges geführt, da sie dem Vereinsleiter genug Bewegungsfreiheit beläßt. Andererseits ist so im Vorstand ein reiches Maß von Kenntnissen und Erfahrungen auf den für den Bund wichtigsten Sachgebieten und eine Vielzahl selbständiger Auffassungen vertreten.

§ 6 der Satzung nennt als weitere Organe auch den Fachbeirat und den Landesbeirat.

Der Fachbeirat soll aus den Leitern der Arbeitsgemeinschaften und weiteren zu berufenden Sachverständigen bestehen. Zur Bildung einer größeren Zahl von Arbeitsgemeinschaften, an die im Jahr 1949 gedacht wurde, ist es bis jetzt nicht gekommen. Außer der schon genannten Arbeitsgemeinschaft heimatvertriebener Volkskundler ar-

beitet unter Leitung von Prof. Dölker die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde (schlechthin) in Form regelmäßig wiederkehrender Tagungen an sehr bedeutsamen Fragen. Die für unseren Bund wichtigeren Sachgebiete sind im Vorstand vertreten; es hat sich infolgedessen noch kein Bedürfnis nach einem besonderen Fachbeirat gezeigt. Der Vorstand glaubt deshalb, daß von der Bildung eines solchen bis auf weiteres abgesehen werden kann.

Der Landesbeirat soll aus den Vertrauensleuten in den Kreisen und sonstigen verdienten Mitarbeitern bestehen. Leider fällt die Gewinnung von Vertrauensleuten recht schwer, obgleich die Anforderungen nicht sehr groß sind. Wir haben einmal mit den, zum Teil nur nominellen, Vertrauensmännern eine Tagung in Stuttgart abgehalten; aber die sehr beträchtliche Ausgabe, die das für den Bund bedeutet, erscheint nur gerechtfertigt, wenn davon, bei Beteiligung eines großen Teils des Landes, eine entsprechende Förderung unserer Arbeit erwartet werden darf. Hier stehen wir also noch vor einer großen, uns dauernd beschäftigenden Aufgabe."

Soweit zum Grundsätzlichen. Dann gab der Vereinsleiter einen Überblick über das Geschäftsjahr 1955, in dem die Mitgliederzahl auf rund 7300 gestiegen ist. Hervorgehoben zu werden verdient, daß Veränderungen im Vorstand stattfanden. Prof. Dr. Richard Schmidt, der mit dem Ende seiner Amtstätigkeit in seiner Eigenschaft als Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege aus dem Vorstand ausschied, wurde in den Vorstand gewählt. Als Vertreter der beiden Staatlichen Ämter für Denkmalpflege in Stuttgart und Tübingen sind die Hauptkonservatoren Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden und Heck in den Vorstand eingetreten. Prof. Herding ist infolge seiner Berufung nach Münster aus dem Vorstand ausgeschieden, womit sein Stellvertreter, Herr Oberarchivar Dr. Grube, endgültig Mitglied des Vorstandes geworden ist.

Die Geschäftsstelle hat eine Verstärkung durch Einstellung einer jungen Bürokraft, Frl. Berger, erfahren.

Hierauf folgten der Kassenbericht des Schatzmeisters, Notar H. Auwärter, und der Bericht des Kassenprüfers Friedrich Schmückle.

Die Aussprache über die genannten drei Berichte brachte wertvolle Meinungsäußerungen über die vom Bund geleisteten Zuschüsse zur Wiederherstellung von Baudenkmalen. Während von einer Seite aus die Zuschüsse als zu klein bezeichnet wurden – der Vereinsleiter wies dem gegenüber auf die Zwangsläufigkeit der hauptsächlichsten Aufgaben und die nicht zu unterschätzende moralische Wirkung der Zuschußsummen hin – wurde von anderer Seite aus ausdrücklich festgestellt, daß im Vergleich zu der als beschämend bezeichneten Höhe der Staatsbeiträge die Zuschüsse des Bundes verhältnismäßig hoch seien. Dabei wurde die Anregung gegeben, an die Landesbehörde heranzutreten, um diese um Erhöhung der Etatmittel der Staatlichen Ämter für Denkmalpflege zu bitten. Einig war sich die Versammlung in dem Wunsch einer volkstümlicheren Haltung der Zeitschrift,

womit keine Senkung des Gehaltes, wohl aber eine Änderung der Form nach der Richtung des leichter Zugänglichen empfohlen werden soll; ferner wurde ausgesetzt, die Zeitschrift gehe zu wenig auf zeitgenössische Fragen, etwa in Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel, ein und lasse eine kämpferische Stellung vermissen. Hierauf bemerkte der Vereinsleiter, daß letzteres ohne die, leider fehlende, Mitarbeit weitester Kreise der Mitglieder kaum in wünschenswertem Umfang zu verwirklichen sei. Die Mitgliederversammlung erteilte hierauf einstimmig dem Vorstand und dem Rechner Entlastung.

Zum Punkt Satzungsänderung trug der Vereinsleiter vor, die Bezeichnung „Vereinsleiter“ für den Vorstand im Sinne des Vereinsrechts, welches § 6 der Satzung vorsieht, sei durchaus unüblich; der Vorstand schlage deshalb vor, das Wort „Vereinsleiter“ in den §§ 6–11 der Satzung durch das Wort „Vorsitzender“ zu ersetzen. Dieser Vorschlag wurde von der Versammlung zum Beschluß erhoben.

Hierauf wurde zu den Wahlen geschritten. Der Vorsitzende stellte fest, daß die dreijährige Wahlzeit im Sinne des § 7 der Satzung mit dem 16. Juni für den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter ablaufe und somit für beide Ämter eine Neuwahl stattzufinden habe. Er legte dar, da er selbst eine Wiederwahl altershalber nicht annehmen könnte und Herr Prof. Schwenkel, der in erster Linie in Frage gekommen wäre, den Vorsitz nicht übernehmen wolle, habe der Vorstand die schwierige Aufgabe gehabt, aus dem Kreis der Stuttgarter Mitglieder (denn der Vorsitzende müsse aus geschäftlichen Gründen in Stuttgart wohnen) eine geeignete Persönlichkeit von entsprechender Unabhängigkeit der Stellung und von mittlerem Lebensalter ausfindig zu machen. Er sei zu dem Beschluß gekommen, der Mitgliederversammlung Herrn Dr. jur. Wilhelm Kohlhaas vorzuschlagen, über dessen Persönlichkeit der Vorsitzende nähere Angaben machte und den er der Mitgliederversammlung vorstellte. Bei der nach Schluß der lebhaften Aussprache durch Handaufheben vorgenommenen Abstimmung wurde Dr. Wilhelm Kohlhaas zum Vorsitzenden des Bundes auf drei Jahre gewählt. Er erklärte, wiederholt herbeigerufen, die Annahme der Wahl. Als stellvertretenden Vorsitzenden wählte die Versammlung sodann den bisherigen stellvertretenden Vorsitzenden, Prof. Dr. Schwenkel, ebenfalls auf drei Jahre.

Schließlich wurde beschlossen, die Jahreshauptversammlung 1957, wiederum gemeinsam mit dem Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, am 22. und 23. Juni 1957 in Tübingen abzuhalten.

Dr. Rühle dankte, unter starkem Beifall der Anwesenden, Präsident i. R. Dr. Neuschler für die Arbeit, die er in selbstloser Weise unter vollem Einsatz seiner Persönlichkeit seit vielen Jahren für den Schwäbischen Heimatbund und dessen Sache in seiner Eigenschaft als Vereinsleiter geleistet hat.

Der Abend brachte die eindrucksvolle Vorführung des Festspiels „Die Bürger von Calais“ von Georg Kaiser auf der großen Freitreppe der Michaelskirche.

Die Feierstunde am Sonntag

Im Mittelpunkt der Veranstaltung des 17. Juni stand die vormittägliche Feierstunde im Saal des Neubaus, zu der rund 450 Personen erschienen waren. Die Umrahmung bildeten kammermusikalische Darbietungen des Musikkreises der Volkshochschule Schwäbisch Hall unter der Leitung von Ottheinrich Holzer. Prof. Dr. Dölker begrüßte, indem er zunächst, am Tage der Deutschen Einheit, der gewaltigen Aufgabe gedachte, welche der neue Weg zur Einung für das deutsche Volk bedeute. Er führte des weiteren aus, daß es sowohl dem Verband als dem Bund darum gehe, unserem Volk die innere Heimat und die Verbundenheit mit den seelisch geistigen Kräften des Lebens zu geben. Dabei wurde das Wort von A. Winnig angeführt von der Heimat, die uns aus dem Zeitlichen in das Ewige entläßt. Getröstet durch das, was in unserer Zeit a u c h noch möglich ist, und gestärkt zum Dienst am Vaterland könne man von Hall in den Alltag zurückkehren. An Stelle des erkrankten Bürgermeisters Hartmann begrüßte Gemeinderat Hüfner, der seine Ausführungen mit dem Rufe der Bürger von Calais schloß: „Ohne Opfer und Tat wird nie etwas Ewiges werden.“ Ministerialrat Holch versicherte namens des Herrn Innenministers, die Verwaltung des Landes wisse sich den Bestrebungen beider Vereinigungen eng verbunden. Sie habe, unter Mitwirkung von Präsident i. R. Dr. Neuschler, vor etwa 20 Jahren einschneidende gesetzliche Änderungen im Sinne jener Bestrebungen durchführen können, einmal hinsichtlich der Einwirkung auf die Gestaltung von Bauten, sodann in bezug auf die Beschränkung des Bauens außerhalb Etters. Er wünschte Bund und Verband weitere fruchtbare Arbeit im Sinne einer pfleglichen organischen Weiterentwicklung. Landrat Müller betonte, daß beide, innerlich einander tief verbundene, Organisationen gerade in der Zeit eines übertriebenen Materialismus einen großen Dienst an der Seele unseres Volkes zu leisten hätten, der in Schwäbisch Hall voll und ganz gewürdigt wurde. Herr Orendi übermittelte namens des VdL herzliche Grüße und beste Wünsche, wobei er auf die Notwendigkeit, für die Heimatvertriebenen eine neue Heimat zu schaffen, hinwies.

Den Festvortrag hielt Prof. Percy Schramm aus Göttingen über „Die Kaiseridee des Mittelalters“.

Er führte etwa folgendes aus. Das Jahr 1250 ist die untere Grenze der Betrachtung. Mit Kaiser Friedrich II. wurde das Kaisertum begraben, wenn auch nicht die Kaiseridee. Wenn man im Mittelalter versuchte, sich Gedanken über die Ordnung der Welt zu machen, dann griff man zu dieser Idee. Erinnert sei an Dante's mit scholastischer Beredsamkeit vorgetragenen Gedanken des Weltkaisers als Inbegriff des irdischen ordo. Die Legisten, das heißt die Lehrer des römischen Rechtes in Italien, konnten ebenfalls auf die Kaiseridee nicht verzichten. Das Drama um die

Verwirklichung dieser Idee hat drei Akte: 1. die Kaiseridee der Karolinger, 2. die der sächsisch-salischen Herrscher, 3. die der staufischen Zeit.

Am Weihnachtstag des Jahres 800 wurde Karl in der Peterskirche in Rom zum Kaiser gekrönt. Sein Biograph Einhart berichtet uns, Karl sei unzufrieden damit gewesen, daß ihm der Papst diesen Titel zuschob. Bis dahin besaß er nur die Königssalbung, auf die er indessen größeren Wert zu legen schien als auf die Kaiserkrönung. Ist er doch König „*dei gratia*“. Er wird als der neue David gefeiert und sucht in diesem Sinne sein Reich gegen die Ungläubigen zu verteidigen und zu erweitern. Der Kaisertitel gefährdete eher die Beziehung zum alttestamentlichen Königtum. Der Papst in Rom dachte darin anders. Seit den achtziger Jahren werden die kaiserlichen Rechte dem fränkischen König zugespielt. Schon vor seiner Wahl zum Kaiser ist Karl mit den roten Stiefeln und dem Mantel eines Kaisers angetan. Um 803 besiegelt er die Urkunden mit Bullen, aus denen der Machtanspruch des weströmischen Kaisertums gegen das oströmische zutage tritt. Es ist die Rede von einer „*renovatio imperii romani*“. Seine Münzen läßt er nach dem Vorbild einer Münze Konstantins d. Gr. schlagen. Er hat also sein Kaisertum aufgefaßt als eine Erneuerung des römisch christlichen Reiches, freilich mit zwei bezeichnenden Umänderungen, nämlich 1. der Stellung gegen Byzanz – 812 erkennen die Byzantiner sein Kaisertum an –, 2. mit der deutlichen Richtung gegen den Papst (Karl hat vor seinem Tod seinen Sohn in Aachen zum Mitkaiser gekrönt, 816 kommt der Papst eigens in das Reich, um Ludwig den Frommen zum Kaiser zu krönen; Lothar aber wird schon in Rom zum Kaiser gewählt, womit der Rechtssatz gegründet wird, daß Kaiser nur der sei, der in Rom vom Papst gekrönt wurde). Es erfolgt die bekannte Teilung in drei, dann zwei Reiche; auf Grund machtpolitischer Zusammenhänge bleibt das Kaisertum bei den Ostfranken. Die Frontstellung gegen Byzanz versteift sich. Um 870 wendet sich Ludwig II. an Byzanz: „Was nennt ihr euch Kaiser der Römer, da ihr doch griechisch sprecht und wir Herren von Rom sind“. Damals entstand eine neue Kaiserkrone, versehen mit zwei Bügeln, besetzt mit Lilien, und ein mit Lilien besetztes Zepter (vgl. die Geräte des Hohenpriesters in der Stiftshütte). So erklärt sich die karolingische Kaiseridee aus Aneignungen aus dem Alten Testament, Rückgriffen auf Rom, Übergriffen auf Byzanz und in gewissem Sinn Fortführung von Germanischem. Im weiteren Verlauf erweist sich das Lehensrecht als eine Bindemöglichkeit innerhalb des Imperiums und ein Mittel, neue Reiche heranzuführen.

Mit den sächsischen Kaisern wird die Kaiseridee erneuert. Es ist glaubwürdig, daß Otto der Große 955 auf dem Schlachtfeld bei Augsburg zum Kaiser ausgerufen wurde: er ließ es sich gefallen, blieb jedoch beim Königstitel. Aufschlußreich ist die Kaiserkrone, die durch Professor Decker-Hauff erforscht wurde und aus den Jahren zwischen 955 und 962 stammen dürfte. Diese Krone gilt es richtig zu sehen. Sie besaß zwei Platten, welche auf die

alttestamentlichen Propheten Bezug hatten und das Priestertum bedeuteten, ferner zwei Platten mit Bildern Davids und Salomos, wodurch das Königtum bezeichnet wurde. Sie hatte ferner nur einen Bügel, um Platz zu schaffen für eine Leinenhaube, welche den Mützen der alttestamentlichen Leviten vergleichbar ist. Auch der Himmelsmantel, von dem wir um 1000 erfahren, muß schon damals dagewesen sein; aus dem Alten Testament wußte man, daß der Hohepriester so gekleidet sein müsse. Ja, es läßt sich sogar nachweisen, daß zu diesem Ornat noch ein mit Schellen versehener Gürtel gehört haben muß, der wiederum mit der Kleidung des Hohenpriesters zusammenhängt. So kam Otto der Große 962 nach Italien, „neu und seltsam, wunderbar“ gekleidet, gekennzeichnet als der Inhaber des Priesterkönigtums, also „*rex et sacerdos*“ nach der Art Melchisedecks und gerade darin wieder bezogen auf Christus. Christus ist der Prototyp. Nicht umsonst wird Christus gerade seit Otto d. Großen dargestellt mit Reichsapfel, Krone und Zepter. Die Tunika Heinrich II. in Bamberg verrät übrigens eine beim byzantinischen Kaiserornat gebräuchliche Purpurbinde, die links herunterfiel. Es ist kein Zufall, daß es unter Otto II. zu einem neuen Konflikt mit Byzanz kam. Otto III. steht in diesem Zusammenhang nicht so vereinzelt da, wie es bisher schien. Seine Bedeutung besteht darin, daß er das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst schärfer durchdachte und zu verwirklichen suchte. Aus der Zeit Gregors V. stammt der Vergleich von Kaiser und Papst mit den beiden Lichtern der Welt. Sylvester II. deutet mit der Übernahme dieses Papstnamens an, daß er der Taufe und Heilung Konstantins durch Sylvester I. eingedenk war. Umgekehrt zielt die Bezeichnung des Kaisers als „*servus Jesu Christi*“ auf das Aposteltum (vgl. Paulus) und damit das Recht und die Pflicht des Kaisers, gegebenenfalls dem „*vicarius sancti Petri*“ beizuspringen. Otto III. hatte sich damit jedenfalls stärker hineingeschoben in die kirchlichen Belange. Als Heinrich II. 1014 nach Rom kam, überreicht ihm der Papst den Reichsapfel. Es gibt kein besseres Gleichnis dieser Doppelverbindung zwischen Kaiser und Papst als die Kaiserempore in den Bauten der ottonischen Zeit, entweder gegenüber dem Hochaltar oder in einem eigenen Raum mit Ausblick auf den Hochaltar. Die Bestimmung des zweiten Geschosses des Turmes der Michaelskirche in Schwäbisch Hall durch Dr. E. Krüger als Kaiserempore scheint sinnvoll zu sein. Heinrich III. greift in Rom ein, als Adelsgeschlechter gegeneinander mehrere Päpste einsetzen. Der Kaiser ist „*advocatus ecclesiae*“, Kirchenvogt. Im Investiturstreit ging es letzten Endes darum, ob der Kaiser seinen Platz auf der Kaiserempore aufzugeben habe. Ein neues juristisches, auf Heranbildung eines folgerichtigen Kirchenrechtes bedachtes Denken hat eingesetzt.

Die Staufer verschafften der Kaiseridee Glanz und Ruhm und sie vermochten dies, weil ihnen aus dem römischen Recht Kraft zuströmte. Freilich entspringt gerade hier eine Störung der alten Idee. Nach römischem Recht wird das Kaisertum nicht nur als „*auctoritas*“, sondern auch

„potestas“ aufgefaßt. Hier barg sich die Gefahr, daß einem so aufgefaßten Recht materieller Widerstand geleistet werden konnte. Die Stauferkrone Friedrichs II. in Palermo verrät in ihrer Form den Bezug auf mitteländische Ideen. Friedrich II. hat diese Ideen in der Tat auch verarbeitet, ohne indessen ein Ganzes und Letztes daraus zu formen. Damit ist der dritte Akt des Dramas beendet. Die Idee lebt aus uralten religiösen Vorstellungen weiter, erfährt jedoch in ihrer Verwirklichung bezeichnende Abwandlungen etwa durch Karl V., Peter den Großen, Napoleon und Wilhelm I. Wenn wir darnach fragen, was das Mittelalter an Großem gedacht hat, so werden wir immer wieder von allen Seiten auf die Kaiseridee geführt.

Ausklang

Nachdem um 14.00 Uhr durch den Kleinen Siedershof Siederstänze auf dem Grasbödele vorgeführt worden waren, traf man sich zu einer Studienfahrt nach Gnadental und Waldenburg unter Führung von Dr. H. Scheerer und K. Schumm, sowie zur Stadtführung von Dr. E. Krüger und zur Führung durch das Keckenburgmuseum von Hauptkonservator Dr. Walzer, der dieses Museum, als der viel erfahrene Museumspfleger Württembergs, in vorbildlicher Weise nach dem neuesten Stand der Museumstechnik aufgestellt hat und darob von vielen Seiten mit dem Dank der versammelten Heimatfreunde bedacht wurde.

Planen und Bauen am Bodensee

Die gemeinsame Tagung, die vom Schwäbischen Heimatbund und dem Bund deutscher Architekten in Hechingen durchgeführt worden war (vgl. Heft 3/4, S. 177) hatte so starken Anklang gefunden, daß sich die beiden Veranstalter entschlossen, in Verbindung mit dem Vorarlberger Architektenverband (VAV) und Sachkennern aus der Schweiz am 1. und 2. Juni in Langenargen und Bregenz eine Zusammenkunft durchzuführen, die der Erörterung der Planungsaufgaben im Bodenseeraum dienen sollte. Für den Schwäbischen Heimatbund bedeutet dies zugleich die Weiterführung der „Bodenseetage“ des Jahres 1955 in einer ganz bestimmten sehr wünschenswerten Richtung, nämlich der Erörterung der Fragen der Bodenseeufer-schutzbewegung. Prof. Dr. Schwenkel, der namens des Bundes begrüßte, wies auf deren Verdienste hin. Eine kurze Geschichte dieser Bewegung gab übrigens Oberregierungs- und -baurat Paul Motz in Heft 2/1955 der Folge „Raumforschung und Raumordnung“. Die Voraussetzungen dieser Bewegung liegen in den Veränderungen, welche durch Verkehr, Industrialisierung, Bevölkerungszunahme und Fremdenverkehr hervorgerufen wurden. 1926 wurde die „Internationale Arbeitsgemeinschaft zum Schutz des Bodenseeufer“ gegründet mit der Geschäftsführung bei dem Institut für Seeforschung und Seenbewirtschaftung in Langenargen. Die anlässlich der ersten Arbeitstagung im März 1927 gestellten Forderungen erregten berechtigtes Aufsehen. Sie seien deshalb zum weiteren Verständnis des Folgenden kurz, nach P. Motz, angeführt:

1. Die beteiligten Regierungen möchten durch alsbaldige durchgreifende gesetzliche Maßnahmen bzw. Ergänzung der bereits bestehenden Gesetze die Grundlage dafür schaffen, daß den immer größer werdenden Gefahren, die dem Bodensee als einzig schönem Naturdenkmal, als Gebiet einer alten und bedeutenden Kultur und als Stätte der Erholung drohen, wirksam entgegengetreten werden

kann. Es werden besonders genannt: die immer rascher zunehmende Überführung der bisher der Allgemeinheit offenstehenden Ufer und Uferwege in Privateigentum und deren Absperrung, die willkürliche und regellose Bebauung der Bodenseeufer, die Verunstaltung der Landschafts- und Ortsbilder, die Anlage von Baggereien und Kiesgruben, die Einleitung schädlicher Abwässer, das Vernichten seltener Vertreter der Tier- und Pflanzenwelt.

2. Die Regierungen möchten die ausführenden staatlichen und kommunalen Behörden mit nachdrücklicher Instruktion versehen, daß sie den dem Bodensee drohenden Gefahren die größte Aufmerksamkeit schenken und da, wo jetzt schon gesetzliche Vorschriften bzw. andere Möglichkeiten bestehen, durch orts- und bezirkspolizeiliche Vorschriften den weitestgehenden Gebrauch davon machen.

Diese Gedanken, welche die maßgebenden Vertreter der zuständigen Ämter und Behörden bewegten, wurden nicht zuletzt auch durch Privatvereinigungen, wie den Schwäbischen Heimatbund – damals Bund für Heimatschutz genannt – und den Landesverein Badische Heimat in die Öffentlichkeit getragen, wobei sich in Württemberg Prof. Dr. Schwenkel und Dr. h.c. E. Kauffmann besondere Verdienste erwarben. Der anfängliche Mangel an einheitlich zusammengefaßter Planung wurde in der Folge durch die Bildung der staatlichen Ämter für Naturschutz, der Landesplanungsbehörden, einer Landesplanungsgemeinschaft (1936) und der Landesberatungsstellen für Ortsbaupläne (in Württemberg schon 1919) beseitigt. Die wichtigsten gesetzlichen Grundlagen, die ein Eingreifen ermöglichen, waren das Reichsnaturschutzgesetz (1935), die Reichsverordnung über die Regelung der Bebauung (1936), die Reichsverordnung über Baugestaltung (1936) und die Neufassung der Landesbauordnungen, wobei es in Baden in bemerkenswerter Weise zum Verbot des Bauens außerhalb des Bereiches der Ortsstraßen und der

Ortsbaupläne kam. Die Verordnung zum Schutz des Ufers am Bodensee vom November 1940 verdient besondere Erwähnung.

Aufgabe der Tagung war es, sich Rechenschaft darüber abzulegen, inwiefern die Möglichkeiten der Bodenseeufer-schutzbewegung und der Bodenseeuferplanung verwirklicht wurden und verwirklicht werden können. Dabei wurde eine weitere Aufgabe, ohne Absicht, erfüllt. Kaum bei einer der Tagungen des Bundes wurde nämlich so deutlich, wie sehr der Bund als solcher berufen ist, Männer der verschiedenen Fachgebiete miteinander in Verbindung zu bringen und zwar mit dem gemeinsamen Bezug auf die „Heimat“ als einer zwar sehr vielseitigen aber doch ganzheitlichen Erscheinung. Im Zeitalter sonderwissenschaftlicher Bestrebungen kann ein solches Unternehmen nicht hoch genug eingeschätzt werden, vor allem, wenn es dabei nicht nur um die Erkenntnis jener vielseitigen und ganzheitlichen Erscheinung geht, sondern auch und vor allem um deren Verwirklichung in der Gestaltung. Daß die Tagung durch die Teilnahme ausländischer Gäste internationalen Charakter trug, war für alle Freunde des Heimatgedankens eine besondere Befriedigung; dies um so mehr als seitens des begrüßenden ersten Vorsitzenden des BDA, Prof. Liedecke, der Gedanke einer formalistisch schematischen Internationalität des Bauens abgelehnt wurde.

Das erste Kurzreferat hielt Ministerialrat G. Ziegler vom Innenministerium Stuttgart über das Thema „Besondere Aufgaben im Bodenseeraum“, er führte etwa folgendes aus:

Dem Zusammengehen von Schwäbischem Heimatbund und BDA kommt eine besondere Bedeutung zu; es wird daraus ersichtlich, daß es den beiden Vereinigungen um unser Land nicht nur als dem der Väter, sondern auch dem der Kinder zu tun ist, um gewordene und zukünftige Heimat und die darin beschlossene Verantwortung. Der Bodenseeraum wurde im 19. und frühen 20. Jahrhundert derselben Unordnung preisgegeben, welche sich auch in anderen Räumen bemerkbar gemacht hat und zwar als Zeichen einer planlosen Entwicklung der menschlichen Verhältnisse im Zeitalter der Technik und des Verkehrs. Im Bodenseegebiet kommt hinzu, daß große Uferstrecken der Öffentlichkeit entzogen werden und in Privathände gelangen, dazuhin stadtflüchtige Fremdenverkehrsmassen das zerstören, was sie suchen. Hier setzte die Bodenseeufer-schutzbewegung ein, deren Entwicklung bereits umrissen wurde.

An Hand von Lichtbildern wies der Vortragende zunächst Schwerpunkte der industriellen Entwicklung und der Bevölkerungszunahme nach, das Schussental, Ravensburg und Weingarten und den Raum von Konstanz. Hier gilt es, einer weiteren Streuung der Arbeitsstätten vorzubeugen und die Industrie an bestimmte zentrale Orte anzusiedeln. Die Planung hat sodann die Verkehrslage zu bedenken. Die Belastung im Straßen- und Schiffsverkehrsverkehr wird zunehmen, wobei weniger an Berufs- als an

Durchgangsverkehr zu denken ist. Umgehungsstraßen (um Konstanz, um Überlingen, um Friedrichshafen) und die Ausbildung rückwärtiger Höhenstraßen wollen den Verkehr von den Siedlungsmittelpunkten ab und nach Möglichkeit ins Hinterland verweisen, wobei für Stichstraßen zu den örtlichen Uferstraßen zu sorgen ist, auch der Anschluß zu bedenken wäre an eine zu entwickelnde Nord-Südstrecke, etwa mit dem Verlauf Nürnberg-Ulm-Lindau-Bregenz-Schweiz oder Italien über den Bernhardinpaß. Für Radfahrer ist die Anlage eines ausgedehnten Wegenetzes geplant. Der Eisenbahnverkehr, der durch die Schaffung der Bodenseegürtelbahn 1901 bis 1905 das Ufer des Überlinger Sees weitgehend zerstörte, macht wenige bauliche Änderungen nötig. Wichtig hingegen dürfte die Anlage eines den Bodenseestädten gemeinsamen Flughafens für Nahzonenverkehr sein. Was den Ausbau der Wasserstraßen angeht, so ist zwar vom Standpunkt der Landesplanung aus gesehen der Bodenseeraum in erster Linie für die erholungssuchende Bevölkerung da; die Schiffbarmachung des Rheins jedoch wird und muß kommen. Hier gilt es, durch Vermeidung einer grundsätzlichen ablehnenden Haltung von vornherein das im Sinn der Uferschutzbewegung Mögliche zu tun. Der Drang der Industrie in den Bodenseeraum darf gerade in diesem Zusammenhang nicht unterschätzt werden. Bei der Ausweisung von Industriegebieten sollte jedoch höchste Vorsicht walten. Alles, was nicht an den See muß, hat ins Hinterland zu gehen und am See selbst kommen auf deutscher Seite nur wenige für die Erholungssuchenden bedeutungsmäßig zurücktretende Gebiete in Frage. Hier sind besondere Schutzmaßnahmen erforderlich. Ähnliches gilt für den stetigen Bevölkerungszuwachs, auch wenn es den Bürgermeistern schwer fallen sollte. Dieser Zuwachs muß zunehmend auf Orte des Hinterlandes geleitet werden: Wangen, Tettnang, Weiler i. A., Teuringen, Mimmehausen, Stockach. Dabei muß jedoch Vorsorge für den Schutz landwirtschaftlich wohl geeigneter guter Böden getroffen werden.

So umfaßt die gesamte Planung des Bodenseegebietes einen Tiefenraum von beträchtlichem Ausmaß. Nicht zuletzt wird bei dieser Planung eine weitgehende Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Gemeinden im Sinne einer auf das Ganze zielenden Vernunft nötig werden. Diese hoch interessanten, weit in die Zukunft führenden, Darlegungen des Landesplaners wurden durch eine Reihe ausgewählter Kartenbilder ergänzt.

Über „Aufgaben der Agrarplanung bei der Neuordnung ländlicher Räume“ sprach Dozent Dr. H. Röhm von der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim. Seine Grundgedanken sind unseren Lesern bereits aus der Besprechung der Hechinger Tagung in Heft 3/4 bekannt. Es sei deshalb hier nur Besonderes hervorgehoben. Dies um so mehr, als das württembergische Bodenseegebiet im Zuge der Vereinödung vor allem des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts, welche in einer Zusammenlegung der Grundstücke und zum Teil auch in Aussiedlung der Be-

sitzer bestand, agrarpolitisch im großen ganzen bereinigt ist. Eindringlich erhob der Vortragende die Forderung, im Vollzug der Landes- und Ortsbauplanung landwirtschaftlich nutzbaren Boden zu schonen, auch wenn daraus mehr Arbeit und hohe Kosten entstünden. Verwiesen wurde dabei auf das schweizerische Gesetz vom 1. Januar 1953, in dessen erstem Abschnitt die Erhaltung des landwirtschaftlichen Kulturbodens und der ländlichen Familien als Hauptaufgabe der Agrarpolitik bezeichnet wird; weitere Bestimmungen dieses Gesetzes zielen auf Neulandgewinnung und -verbesserung. Besondere Beachtung heischt dabei die Tatsache, daß im Bauernland um den Bodensee Gemeindeland fast völlig fehlt und auch kein Landangebot, wie etwa in den Gebieten der Realteilung, herrscht. Insbesondere gab der Vortragende zu bedenken, dort, wo eine Beschneidung von Land nicht zu vermeiden sei, Ersatzland zu beschaffen, und im übrigen im Falle von Industrieansiedlung bei der Standortwahl äußerst vorsichtig zu sein, da bei größeren Betrieben sich sofort sämtliche Erscheinungen der Landflucht bemerkbar machten, während kleinere Betriebe manche Vorteile für die Landbevölkerung bringen könnten (Nebenerwerb, Verbesserung der Absatzmöglichkeiten). Er warnte in diesem Zusammenhang vor einer schließlich unhaltbaren arbeitswirtschaftlichen Lage.

Die „Gedanken über die Uferplanung am Bodensee und Rhein“ von A. H. Schellenberg, Arch. SIA in Kreuzlingen, führten die Teilnehmer ein in die Arbeit der Regionalplanungsgruppe Nordostschweiz, welche im Heft „Rhein- und Seeuferschutz-Planung“ 1953 veröffentlicht wurde. Die eigentliche Aufgabe war die Aufstellung eines Schutz-zonenplanes, der als Grundlage für den Erlass von Schutzverordnungen am Rhein- und Seeufer in den Gemeinden, Kantone Zürich, Thurgau und Schaffhausen dienen kann. An Hand von gezeigten „Zonenplänen“ wurde die Zonung in Gebiete mit Bauverbot, mit besonderen Bau-bewilligungen und mit Zulassung von nur landwirtschaftlichen Bauten deutlich. Als Grundlage dieses Zonenplanes dienten ein Inventarplan und ein Richtplan. In außerordentlich gewissenhafter Weise wurden so die Voraussetzungen für eine planmäßige Lenkung in dauernder Auseinandersetzung mit der uferansässigen Bevölkerung dargelegt. Auf die deutschen Tagungsteilnehmer machte es dabei einen besonderen Eindruck, zu hören, in welchem hohem Maße man sich dabei erfolgreich der Aussprachemöglichkeiten mit der Öffentlichkeit bediente; während man in Deutschland das Heil von einer autoritären Regelung seitens der zuständigen Behörden erwartet, ist in der Schweiz der demokratische Weg bis zur äußersten Grenze des Tunlichen beschritten worden.

Stadtbaudirektor Paul Schlenz aus Reutlingen sprach schließlich noch ausführlich über „Grundlagen der Bauordnung im bayerischen Bodenseeraum“, hatte er doch sieben Jahre lang den Landkreisteil dieses Raumes zu betreuen gehabt, während das Ufer der kreisunmittel-

baren Stadt Lindau dem Stadtplanungsamt untersteht. In kenntnisreicher Weise verbreitete er sich über die gesetzlichen Verhältnisse, wobei die Vergleiche zwischen der württembergischen und der bayerischen Gesetzgebung besonders aufschlußreich waren. Wir heben hier nur die für die Tagung wichtigsten Feststellungen hervor. Auf Grund des Naturschutzgesetzes von 1935 erließ das Landratsamt Lindau als untere Naturschutzbehörde eine Anordnung zur einstweiligen Sicherstellung von Landschaftsteilen am Bodenseeufer des Landkreises Lindau. Es konnten somit keine Veränderungen vorgenommen werden, die das Landschaftsbild oder die Natur beeinträchtigen. Die Errichtung von Bauwerken, einschließlich von Wochenendhäusern, Schiffs- und Badehütten ist in diesem Gebiet untersagt. Ausgenommen sind nur kleine Teilgebiete innerhalb der geschlossenen Ortschaften, welche bereits eine weitgehende Bebauung aufweisen. Für das einstweilen sichergestellte Naturschutzgebiet der Wasserburger Bucht gelten besondere Bestimmungen. Als ein wirksames Mittel des Einschreitens erweist sich die Bayerische Bauordnung vom Jahr 1901 insofern, als vermittle der darin enthaltenen Vorschrift, sich an die Baulinie zu halten, Bauvorhaben außerhalb geschlossener Ortsteile, in Gebieten also, wo noch keine Baulinie festgesetzt ist, verhindert werden können. Der Vortragende führt wörtlich aus: „Diese Vorschriften entsprechen in ihrer Wirkung in etwa dem Artikel 1 a, Absatz 2, der Württembergischen Bauordnung, wonach die Errichtung von Bauten außerhalb des Gebietes des Ortsbauplanes und, soweit kein solcher besteht, außerhalb des geschlossenen Wohnbezirkes nur zulässig ist, wenn weder polizeiliche Bedenken irgend welcher Art noch Rücksichten auf ein Orts- oder Landschaftsbild entgegenstehen. Grob gesagt kann man den Unterschied so formulieren, daß nach der Württembergischen Bauordnung das Bauen grundsätzlich überall erlaubt ist, sofern keine anderslautenden Bestimmungen oder erhebliche Bedenken entstehen, während in Bayern grundsätzlich das Bauen überall verboten ist, ausgenommen dort, wo eine Baulinie festgesetzt ist.“ Es wurde in dieser Verbindung gewarnt vor der Gefahr, welche der freien Landschaft durch die wilde Ansiedlung des am See immer mehr anschwellenden Fremdenstromes droht, und gesagt: „Hier muß die behördliche Aufsichtsstelle, im allgemeinen das Landratsamt, entschlossen eingreifen. Selbst ein wohlgemeinter aber rechtlich nicht haltbarer Gemeinderatsbeschuß kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Entscheidung über die Bauerlaubnis oder die Versagung in der freien Landschaft eine staatliche Hoheitsaufgabe ist und nicht eine Selbstverwaltungsaufgabe der Gemeinden. Mit nicht ausreichend begründeten Ausnahmen schadet sich die Gemeinde selbst am meisten.“

Als eine weitere Handhabe, Bauvorschlüge außerhalb von Baugebieten und in der freien Landschaft zu erschweren, bietet sich § 62 der Bayerischen Bauordnung dar, wonach neue Bauanlagen erst dann bewilligt werden dürfen, wenn die Herstellung des Straßennetzes von

einer Querstraße bis zur nächsten Querstraße und die Verbindung mit einer breits bestehenden Straße gesichert ist. Wenn diese Bestimmung eingehalten wird, so besteht kaum Gefahr, daß einzelne Vorhaben in der freien Landschaft entstehen. Auch § 3 der Ordnung über die Regelung der Bebauung vom Jahre 1936 wurde zitiert: „Für bauliche Anlagen, die außerhalb von Baugebieten oder, soweit solche nicht ausgewiesen sind, außerhalb eines zusammengebauten Ortsteils ausgeführt werden sollen, soll die baupolizeiliche Baugenehmigung versagt werden, wenn ihre Ausführung der geordneten Entwicklung des gemeinsamen Gebiets oder einer ordnungsgemäßen Bebauung zuwiderlaufen würde.“

Um eine geordnete bauliche Entwicklung zum Schutz der Uferlandschaft in die Wege zu leiten, sind im übrigen alle bayerischen Ufergemeinden einschließlich der Stadt Lindau zu Wohnsiedlungsgebieten gemäß § 1 des Wohnsiedlungsgesetzes vom 22. September 1933 in der Fassung vom 27. September 1938 erklärt worden. Hiernach bedarf der nicht landwirtschaftliche Grundstücksverkehr der Genehmigung der unteren Verwaltungsbehörde, also des Landratsamtes. Im übrigen haben die zu Wohnsiedlungsgebieten erklärten Gemeinden Wirtschaftspläne aufzustellen, in denen die geordnete Nutzung des Bodens insbesondere im Hinblick auf die Belange der Bebauung, der Erhaltung und des Schutzes des Heimatbildes in den Grundzügen geregelt wird. Der für die Bodenseeufergemeinden Bodolz, Hege, Nonnenhorn und Wasserburg in den letzten Jahren erarbeitete Wirtschaftsplan wurde von den Gemeinderäten beschlossen und von der Regierung, bzw. der Ortsplanungsstelle für Schwaben, geprüft und gutgeheißen. Dieses Wohnsiedlungsgesetz stellt ein treffliches Mittel dar, um Fehlentscheidungen an der Wurzel anzufassen, nämlich schon bei dem Grundstückskauf.

Wichtig war auch der Hinweis auf Artikel 141 der Bayerischen Verfassung, wonach Staat und Gemeinden verpflichtet sind, der Allgemeinheit die Zugänge zu Bergen und Seen frei zu halten oder frei zu machen, sowie Wanderwege und Erholungsparks anzulegen.

Der Nachmittag brachte eine Fahrt im Motorschiff „Friedrichshafen“ ab Langenargen längs des gesamten östlichen Bodenseeuferes über Lindau-Bregenz und die Rheinmündung-Rorschach bis auf die Höhe von Romanshorn. Baudirektor P. Schlien, Dr. Keckeis und Professor Dr. Schwenkel gaben die notwendigen Erläuterungen.

Am anderen Tag legten die Vertreter des Vorarlberger Architektenverbandes in Bregenz ihre Sorgen dar. Man traf sich in dem neu hergerichteten Künstlerhaus, wo Landeskonservator Dr. Heinze in seiner Eigenschaft als Präsident der Künstlervereinigung namens des Hausherrn begrüßte. Dipl.-Ing. G. Hörburger erstattete die Begrüßung des Vorarlberger Architektenverbandes, Stadtrat Leger sprach namens des Rats der Stadt Bregenz an Stelle des verhinderten Bürgermeisters. Anschließend ergriff Prof. Liedecke das Wort zu seinem Vortrag „Das räum-

liche Planen und die Wirkung der Pläne“. Der Planer, so führte er aus, hat nicht nur Pläne anzufertigen, sondern auch Pläne zu verwirklichen. Planen sei keine Sache auf dem Papier und für das Papier. Der Plan sei kein verbindliches Dokument dogmatischen Charakters, er hat sich vielmehr, kurzfristig zweckhaft, den Erfordernissen des Tages und den fortschreitenden Inhalten der räumlichen Ordnung anzupassen. Als Gegenbeispiel solchen neuzeitlichen Planens wurden die Fluchtlinienpläne der Vergangenheit bezeichnet.

Dr. Ing. E. Keckeis aus Bregenz sprach darauf in lebhafter Darstellung über „Planung am österreichischen Ufer“. Bregenz verdankt seine Entstehung der Bregenzer „Klausen“, also dem Engpaß zwischen den Bergmassen des Pfänders und dem See. Die Stadt steht heute noch unter den Bedingungen ihres Entstehens, ein starker Durchgangsverkehr hat das Bild der alten Stadt um neue Züge bereichert. Zu diesen Zügen gehören vor allen Dingen die Führung der Bahn und der Bundesstraße längs des Sees. Als Forderung für die Zukunft erhebt sich die Führung der Autobahn, sei es als Trasse vor dem See oder in Hochlage längs des Pfänderhanges. Durch die Führung längs des Sees würde indessen die Stadt Bregenz noch mehr vom See abgedrängt, als sie dies infolge Bundesstraße und Bahn bereits ist. Die Gebiete um die Laibach, Bregenzer Ach und den Alten Rhein stehen unter anderen Bedingungen, wobei etwa an die Anlage von Wohnsiedlungen, die Gewinnung von landwirtschaftlich nutzbarem Boden, die Erweiterung des Bodenseehafens für die Rheinschiffahrt, einen Flughafen und vielleicht sogar an künftige Erdölvorkommen zu denken ist. Das Naturschutzgebiet an der Rheinspitze (seit 1945) dient zugleich als westlicher Windschutz. So sind die Aufgaben der Planung am österreichischen Ufer sehr mannigfaltig und betreffen Fragen des Verkehrs, des Städtebaues, der Ufergestaltung, des Fremdenverkehrs, der Industrie und Landwirtschaft. Eine Landesstelle für Raumordnung und eine neuzeitliche Bauordnung sind dabei noch nicht vorhanden. Stadtbaumeister Dipl.-Ing. E. Meier ergänzte diese Ausführungen durch Darlegungen über die „Stadtplanung in Bregenz“. Der Bebauungsplan von 1906 ist überholt, ein neuer Bebauungsplan nicht vorhanden. An der Bregenzer Ach sind Gebiete für Ein-, Zwei- und Mehrfamilienhäuser vorgesehen. Bei Hardt soll ein Industriegebiet angelegt werden, wobei der Streifen zwischen Industriegebiet und See unter Naturschutz gestellt werden wird und bis hin zur Stadt gezogen werden soll, wo sich bereits das Sport- und Bade- sowohl Festspielgelände befindet. Nachdrücklich trat der Vortragende für die Bergtrasse der Autobahn ein, da die Seetrasse eine weitere schwere städtebauliche Störung für Bregenz bedeuten würde.

Der Nachmittag brachte eine Auffahrt auf den Pfänder mit Landschaftserklärung durch Dr. Grünvogel aus Friedrichshafen und abschließend einen Empfang der Stadt Bregenz im Strandkaffee.

Pfingsttage in Ochsenhausen 1956

Wenn irgendwo und irgendwann in diesem Jahr in aller Stille aus dem Vollen und Ganzen eines weiten und reichen Landes geschöpft wurde, so wiederum in Ochsenhausen. Daß die kleine Familie der rund 60 Teilnehmer, die freilich zeitweise durch Gäste nahezu auf das Doppelte anwuchs, willkommen war, durften die Teilnehmer nicht nur unmittelbar in der Berührung mit den Bürgern der Stadt Ochsenhausen erleben, sie erhielten es auch ausdrücklich in der herzlichsten Weise von Herrn Bürgermeister Habrik versichert, und sie konnten es zudem ermessen an dem Dank, der Herrn Regierungsdirektor Dr. Lutz als Hausherrn für die Möglichkeit der Benützung der Räume der Lehrerinnenoberschule, des ehemaligen Benediktinerinnenklosters, und Herrn Stadtpfarrer Reich für das freundwillige Entgegenkommen hinsichtlich der Benützung seiner Kirche für die Orgelstunde und des Besuches des Pfarrhauses, der ehemaligen Prälatur, ausgesprochen wurde. Im übrigen muß hervorgehoben werden, daß die Veranstaltung in Verbindung mit der Gesellschaft der Orgelfreunde und insbesondere deren 1. Vorsitzenden, Herrn Hauptkonservator Dr. W. Supper, durchgeführt worden war.

Den Festvortrag hielt am Abend des Pfingstsamstags Universitätsprofessor Dr. Hans Tintelnot aus Göttingen über das Thema „Barocke Feste“. In Lichtbildern und vollkommen angemessener Sprache wurden dabei die Feste der Medici im Florenz des späten 16. und frühen 17. Jahrhundert, ferner die Feste Ludwigs XIV. und schließlich die Feste am Hofe Augusts des Starken in Dresden geschildert. Die Zuhörer standen unter dem starken Eindruck, in welch hohem Maße diese Feste dem Selbstverständnis und der Selbstdarstellung der menschlichen Gesellschaft ihrer Zeit dienten, voll politischer Sinnbezüge waren, ja, die Staatsauffassung in Florenz, Paris und Dresden auf einer höheren Ebene widerspiegeln, der Ebene einer einzigen gewaltigen Allegorie, an der Architektur, Malerei, Plastik, Musik, Theater, ja sogar die Kunst der Gartengestaltung und der Illusionszauber der Feuerwerkskunst beteiligt sind.

In den Bereich des geistlichen und einheimischen Barocks führte anderntags der Vortrag von P. Dr. Reinh. Kemper, des am 29. Juni zum Schmerz aller seiner Freunde – und dazu gehörten wohl sämtliche Tagungsteilnehmer – verstorbenen Direktors des Salvatorkollegs Wurzach über „Die Baugesinnung des Barock in Oberschwaben“. Ihm ging es um die Beantwortung der Frage, ob in jenem Bereich nur fürstliche Prachtliebe und Machtfreude am Werke waren oder ob sich hinter den barocken Erscheinungen eine höhere und überwirkliche Welt verbirgt. Der Vortragende nahm die Antwort vorweg: Kunst und Religion stehen im geistlichen Barock in der lebendigsten Wechselwirkung, die insofern eine wirkliche Wechselwirkung ist, als der Glaube die Formen der bildenden Kunst bestimmt und die Kunst ihrerseits die im Glauben

geoffenbarten Wahrheiten in der geläuterten Form der künstlerischen Anschauung Wirklichkeit werden läßt. Himmlische und irdische Kirche sind dem Barock in diesem Sinne eins gewesen. Gerade darin ist der Barock vor allem Kunst der „katholischen Restauration“ (die Bezeichnung Gegenreformation lehnte der Vortragende ab). Im weiteren Verlauf seiner Ausführung suchte der Vortragende Antwort auf sieben Fragen:

1. Wie steht es um das geistige Leben des Barocks? Hier wurde vor allem hingewiesen auf die wissenschaftlichen Leistungen der oberschwäbischen Klöster im 18. Jahrhundert, sodann auf die große Arbeit dieser Klöster auf dem Gebiet des Schulwesens, wobei „Die Geschichte des humanistischen Schulwesens“ von A. Nägele zitiert wurde. Auf die Sammlung der *Curriculi Vitae* von P. Pirmin Linder wurde nachdrücklich als Quelle verwiesen. Alles in allem ist zu sagen, daß der Barock als das Zeitalter einer umfassenden und hohen Bildung bezeichnet werden kann. 2. Was will das Gotteshaus des Barocks sein? Die Antwort war: ein Abbild des himmlischen Jerusalem, des Paradieses auf Erden. Die Kirchweihpredigten bewiesen, daß man gerade in dieser Hinsicht nicht zuviel hineininterpretiert. 3. Welcher Art waren die Baumotive? Didacus Ströbele erbaute die Wallfahrtskirche Steinhausen, weil die alte Kirche für die bezeichnenderweise zunehmende Wallfahrt zu klein geworden war und er erbaute sie zur Ehre Gottes und Seiner Mutter; ein weiterer Gesichtspunkt, der gerade bei diesem Neubau in Erscheinung tritt, ist der soziale der Arbeitsbeschaffung. Der Vortragende warnte vor dem Mißverständnis, als ob der Baueifer der Klöster im 18. Jahrhundert dem Lande teuer zu stehen gekommen sei; er legte dar, daß dieser Baueifer im Gegenteil zur Ursache eines gewissen Wohlstandes der Bevölkerung geworden sei. Was Obermarchtal angeht, so schreibt 1771 P. Sebastian Sailer im „Jubilierenden Marchtale“ von Abt Nikolaus Wierth: „Er sah eine baufällige Kirche, er gönnte seinem Herrn eine bessere“. Abt Josef Lang von Ochsenhausen begründet den Neubau der Konventsgebäude in Ochsenhausen damit, daß sich die Brüder desto williger der klösterlichen Ordnung fügen möchten. Bei Abt Roman Fehr in Wiblingen tritt wiederum der soziale Gesichtspunkt in den Vordergrund. Berichtet wurde von dem Bauer, der zum Abt gekommen sei mit der Bitte, er solle ihm etwas zu verdienen geben oder er müsse sonst stehlen gehen. Hier wäre noch auf das ausgezeichnete Beispiel des Abtes Rupert Ness von Ottobeuren hinzuweisen, der in mehrfachen Tagebuchaufzeichnungen bezeugte, daß die innere Ordnung des mönchischen Lebens ihre entsprechende äußere Ordnung finden müsse, womit vor allem der Zusammenhang zwischen dem Klosterbau und der Ordensregel bedeutet wird. 4. Wie steht es um die Bauplanung? Sämtliche Akten und Urkunden erzählen von den großen Schwierigkeiten, die damit verbunden waren. Hierbei handelt es

sich meist um sehr umfassende Planungen mit umfangreichen Ausschreibungen unter Mitarbeit der verschiedensten Meister und schließlich um Durchführung eines so entstandenen Planes auf lange Frist. Hingewiesen wurde dabei auf den Mut, welchen die Ausführung der großen Bauten in wirtschaftlicher Hinsicht erforderte. Oft wurden die Voranschläge weit überschritten. Die Wallfahrtskirche Steinhausen war mit rund 9000 fl. veranschlagt worden und kostete schließlich rund 50 000 fl. Mit finanziellen Umständen mag es zusammenhängen, daß man sich oft erst spät an große Meister wendete und bis dahin baukundige Patres wirken ließ; in Ochsenhausen wiederum herrschte eine echt schwäbische hausväterliche Sparsamkeit. 5. War eine weitgehende Teilnahme am Bauen festzustellen? Diese Frage wurde vom Vortragenden bejaht. Das 18. Jahrhundert ist die Zeit einer starken Bauerregung im Zeichen tiefer religiöser Ergriffenheit. Hierbei wurde vor allem auf die Bruderschaften und deren Anwachsen hingewiesen. In Wurzach mußte der erst 1709 errichtete Gottesberg 1712 auf Grund des Wachstums einer Bruderschaft neu errichtet werden. Mit hoher Aufmerksamkeit wurde in den Klöstern die allgemeine Baufreudigkeit verfolgt; so haben seinerzeit etwa die Schwestern des Franziskanerinnenklosters Mariä Rosgarten in Wurzach fast alle damals im Bau begriffenen Barockkirchen aufgezeichnet. 6. Wie war das Verhältnis zwischen Bauherr und Künstler? Die oberschwäbischen Prälaten waren bei der Auswahl der Künstler ungemein vorsichtig, ließen ihnen aber dann volle schöpferische Freiheit. Die großen Themen der Fresken dürften allerdings über den Horizont der meisten Maler gegangen sein; sie waren von Theologen gut beraten, setzten aber die theologischen Inhalte in lebendigste unmittelbare Anschauung um. Im übrigen waren „Künstlerheere“ an der Arbeit. 7. Damit ist zugleich die Frage nach der Inspirierung der Künstler durch die Mönche andeutungsweise beantwortet.

Dem künstlerischen Erlebnis waren „Die Stunde der Orgel“ in der Kirche des ehemaligen Reichsstiftes Ochsenhausen, und die Orgelfahrt zu den Barockorgeln des östlichen Oberschwabens, beide mit Hauptkonservator Dr. W. Supper, gewidmet. Die große Orgel der Klosterkirche zu Ochsenhausen wurde bekanntlich in der Zeit um 1729 von dem aus Ochsenhausen stammenden Josef Gabler erbaut. Sie enthält 49 klingende Stimmen, verteilt auf Grundwerk, Positivwerk, Echowerk, Farbwerk und Pedalwerk, außerdem ein Spielregister „Kuckuck“ und einen Tremulanten für das Positivwerk. Besonders berühmt ist das Register „Vox humana“. Dr. W. Supper verstand es, die reiche Farbigkeit der 49 Stimmen unbeschadet der Rhythmik, welche den architektonischen Aufbau der gespielten Stücke angemessen ist, zur vollen Geltung zu bringen. Besonders eindrucksvoll war eine durch das Kirchenjahr führende Suite von Orgelchorälen und eine glanzvolle Improvisation über ein Choralthema, das dem Organisten kurz vor Beginn der Orgelstunde genannt worden war; gerade als Im-

provisator verstand Dr. W. Supper die Möglichkeiten der Gablerorgel erschöpfend auszuwerten. Im Anschluß hieran wurde die Gablerorgel besichtigt, wobei Dr. W. Supper die einzelnen Register vorführte. Bei prächtigem Wetter wurde die Orgelfahrt am Pfingstmontag durchgeführt, wobei auch eine neue Orgel in Seibranz gespielt wurde; im übrigen hörte man die Orgel der ehemaligen Stiftskirche Zeil, die Orgel der Lehenbühlkapelle Legau, die Orgel von J. Gabler in Mariä Steinbach, die Orgel von K. J. Riepp und die Orgel von J. N. Holzhay. Dr. Schahl gab die kunstwissenschaftlichen Erläuterungen. Er führte auch durch das Kloster und die Klosterkirche in Ochsenhausen.

Im Bestreben, die Dichter Oberschwabens einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen, hatte man dieses Jahr Frau Maria Müller-Gögler gebeten, aus eigenen Werken zu lesen. Die Dichterin ist, schon als Vierundzwanzigjährige, durch den Roman „Die Magd Juditha“, der 1952 neu aufgelegt wurde, bekannt geworden. Er behandelt in freier dichterischer Gestaltung das Geschick verschiedener mit dem Münsterbau in Weingarten zusammenhängender Gestalten, so etwa Gabler und Asam. Weitere Romane („Beatrix von Schwaben“, „Die Truchsessen“) und Novellen folgten. 1947 erschien ein erstes Auswahlbändchen ihrer Gedichte, 1954 ein zweites; die darin enthaltenen Gedichte gehören zum Besten, was uns im Bereich des Lyrischen in neuerer Zeit geschenkt wurde. Wir meinen, den Geist des Pfingstsonntagabends und der ganzen Tagung nicht besser beschwören zu können, als indem wir mit einem Gedicht von Frau Maria Müller-Gögler schließen:

Weiber in Oberschwaben

Auf der Höhe, satt von Glanz und Ruhe
blinkt ein Weiher, ferne von der Welt.
Berglein wie aus Gottes Spielzeugtruhe
sind um seine Ufer aufgestellt.

Ringsum Weite, Wiesen, sanft gehügelt,
und versteckt ins weiche Tal geschmiegt,
hintern Walde, der sich dunkel spiegelt,
liegt ein Dorf, sein weißer Rauch verfliegt.

Blaue Schillerfunken der Libellen
sprühen durch die Luft den Mittag lang,
Schmetterlinge gaukeln, Fische schnellen,
aus den Büschen klagt der Ammersang.

Tief im Schilfe währ't ein flüsternd Ahnen
wie von Stimmen, die sich zärtlich tun.
Zwischen Mädesüß und Binsenfahnen
ruft verliebt ein schwarzes Wasserhuhn.

Wasserrosen, weiß wie Schwangefieder,
schaukeln und berauschen sich im Spiel.
In die Tiefe taucht der Himmel nieder:
Liebe waltet ohne Maß und Ziel.

Studien- und Lehrfahrten — September und Oktober 1956

Die Teilnahme an den unten genannten Fahrten ist jedem Mitglied und gegen einen Aufschlag von 10% auch Nichtmitgliedern möglich; in Berufsausbildung befindliche Personen (einschließlich Schüler und Studenten) werden zum Mitgliederpreis angenommen. Sämtliche Fahrten werden in Omnibussen durchgeführt. Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Stuttgart S, Charlottenstraße 15/1 (Telefon 24 13 98) ist in allen Fällen erforderlich. Abfahrtsort: Stuttgart, Kunstgebäude beim Neuen Schloß.

Hohenzollern

Führung: Willy Baur

und Landeskonservator W. Genzmer

Sonntag, 15. September, 7.00 Uhr: Stuttgart–Belsen (romanische Kapelle des 12. Jahrhunderts mit eigenartigen Plastiken an der Westfassade)–Killertal–Tailfingen–Burgfelden (romanische Kirche der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts mit den berühmten, kunstgeschichtlich bedeutenden, jüngst instand gesetzten Fresken) – Spaziergang zur Schalksburg–Owingen (Weilerkirche der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts mit wertvollen gotischen Holzbildwerken)–Gruol (Friedhofskirche des 14. Jahrhunderts mit hübschen Barockaltären)–Bernstein (Bruderhaus des Augustinerinnenklosters Kirchberg, erbaut 1729)–Kirchberg (ehem. Augustinerinnenkloster mit reich ausgestatteter Kirche von 1688, Klostergebäude von 1733 und Resten des gotischen Kreuzgangs nebst malerischem Nonnenfriedhof)–Haigerloch (Besichtigung der erneuerten Kirche St. Anna und der Schloßkirche sowie der Rekonstruktion des Leonardoschen Abendmahls von Friedrich Schütz, Walter Kröll und Gerhard Halbritter)–Stuttgart.
Teilnehmergebühr: 9.50 DM.

Untersee

Führung: Dr. A. Schahl

Samstag, 29., und Sonntag, 30. September
(Abfahrt 6.00 Uhr)

29. September: Stuttgart–Stockach–Haldenhof über dem Überlinger See (Aussichtspunkt)–Hohenbodman (burgen- geschichtlich wichtige, gewaltige Ruine)–Frauenberg (Kapelle mit interessanter Ausstattung und Puppenmuseum)–Möggingen (großartiges Beispiel einer Wasserburg der Zeit um 1300, Vogelschutzwarte)–Naturschutzgebiet Mindelsee–Langenrain (liebliche Dorfkirche bei Schloß)–Dingelsdorf am Überlinger See (Bauernhäuser und nahegelegene Deutschordenskapelle mit bedeutender Ausstattung)–Wollmatingen (gotische Pfarrkirche mit Fresken und alten Holzbildwerken, sowie Tafelgemälden)–Reichenau (Übernachtung).

30. September: Reichenau–Weiterfahrt längs des Untersees nach Radolfzell (Rundgang)–Mettnau mit Scheffel-

museum–Schienen (frühmittelalterliche Basilika)–Ohningen–Burg Hohenklingen über Stein a. Rh. (prächtige Hochadelsburg mit schöner Aussicht)–Stein a. Rh. (Mittagspause)–Weiterfahrt längs des Schweizer Ufers–Steckborn (Turmberg)–Schloß Arenenberg (Napoleonmuseum)–Gottlieben (Kastell und Fachwerkhäuser)–Konstanz (Abendrast)–Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 22.50 DM.

Elsaß mit Vogesen und Mömpelgard (4. Wiederholung)

Führung: Dr. A. Schahl

6. bis 8. Oktober (Abfahrt 6.00 Uhr)

1. Tag: Stuttgart–Straßburg–Schlettstadt–Hochkönigsburg (755 m, der „Hohenzollern“ des Elsaß, gewaltigste Burganlage am Oberrhein, 1901–1910 durch Bodo Eberhardt aus einer Ruine des 13.–15. Jahrhunderts umgebaut)–Kolmar (Museum mit Isenheimer Altar des Matthias Grünewald und anderen bedeutenden Gemälden und Holzbildwerken; ferner Stadtbesichtigung).

2. Tag: Kolmar–Egisheim (Achteckkastell und romantisches Bogenfeld)–Rufach (spätromanische bis frühgotische Kirche St. Arbogast)–Belfort–Mömpelgard (württembergisches Schloß aus dem 15.–18. Jahrhundert, Rathaus, Pfarrkirche St. Martin, Akademie, Bürgerhäuser mit besonderer Berücksichtigung der Werke von H. Schickhardt, ferner Citadelle mit Ausblick auf die Vogesen und den Jura)–Belfort–Vogesenhochstraße (Hartmannsweilerkopf mit Besuch der Stellungen 1914–1918, Großer Belchen, Markstein, Rainkopf, Hohneck, Schlucht)–Münstertal–Kolmar.

3. Tag: Kolmar–Reichenweier (württembergische Residenzstadt mit Schloß, dem Geburtsort des Herzogs Ulrich, schönsten Ortsbild des Elsaß)–Schlettstadt (Kirchen St. Fides und St. Georg, Prälatenhaus, Haus Ziegler, Barbarasaal)–Odilienberg (753 m, „Heidenmauer“, alte Wallfahrtsstätte, Klosterkirche, Klosterhof, Kapelle St. Johannes, Kreuzkapelle, Odilienkapelle, Tränenkapelle und Engelskapelle)–Rosheim (spätromanische bis frühgotische Kirche, Steinhaus des 13. Jahrhunderts)–Molsheim (ehem. Jesuitenuniversität mit Kirche des Chr. Wamser von 1614–1619 nebst alter Ausstattung, Alte Metz)–Straßburg–Stuttgart.

Teilnehmergebühr: 29.50 DM.

Fahrt ins Blaue

Sonntag, 21. Oktober, 12.30 Uhr. Mit geselligem Beisammensein, verbunden mit Rückblick auf die Fahrten des Sommerhalbjahres 1956 an Hand von Aufnahmen unserer Mitglieder (wir bitten um entsprechende Meldungen). Für Teilnehmer an jenen Fahrten kostenlos.